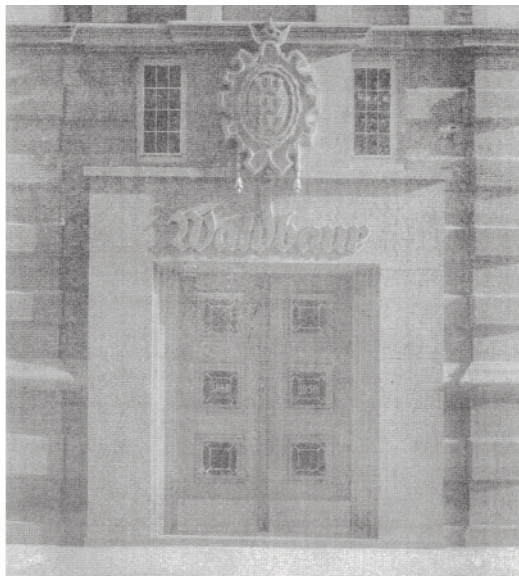


Stuttgarts Schokoladenseite schmeckt nicht mehr.

von Sandra Blaschko, Simone Hutzler und Melanie Rau

Wie die Königin des Naschwerks das Schwabenzentrum eroberte und in Vergessenheit geriet.

Süßliche, aromatische Düfte erfüllen das Gebäude. Der Boden vibriert vom kräftigen Schaffen der Förderbänder. Unter fröhlichem Geplauder pflücken flinke Frauenhände ein Schokoladentäfelchen nach dem anderen vom Band, um es daraufhin behutsam in edle Verpackungen zu betten. Wenn die Versuchung zu groß wird, genehmigen sich die Arbeiterinnen ab und zu selbst eine der süßen Köstlichkeiten. Bei der enormen Produktionsmenge macht das doch nichts aus, denken sie. Langsam und genüsslich lassen sie sich die Schokolade auf der Zunge zergehen.



Die Eingangstür der Schokoladenfabrik um 1950

Heute, rund 30 Jahre später, gibt es keine großen Naschereien mehr direkt gegenüber dem Feuersee im Herzen Stuttgarts. Ein letzter sichtbarer Beweis dafür, dass im Gebäudekomplex der Rotebühlstraße 83 bis 87 einst deutsche Schokoladengeschichte geschrieben wurde, ist

nur noch an der Hauswand erkennbar: Oft verharren Passanten und starren verwundert auf das kakaobraune, sechs Meter lange Metallschild mit der goldenen Aufschrift „Waldbauer Schokoladenfabrik. Königlicher Hoflieferant.“ Sie fragen sich, warum an dem vierstöckigen, völlig unscheinbaren Bürogebäude ein so opulentes Schild aus der Vergangenheit prangt. Schließlich verweist es auf eine Firma, die es offensichtlich nicht mehr gibt – oder doch? Das Unternehmen Waldbauer mit Sitz am Stuttgarter Feuersee existiert noch immer. Allerdings als Verwaltungs- und Beteiligungs-GmbH. Auf den ersten Blick hat das mit Schokolade nichts zu tun. Auf den zweiten durchaus. „Leider riecht man die Schokoladenzeit nicht mehr, aber spüren kann man sie noch“, sagt Björn Ruisinger, begleitet vom zustimmenden Kopfnicken seines Bruders Hans-Joachim. Die Brüder müssen es wissen: Sie sind die Söhne des ehemaligen Geschäftsführers der berühmten Schokoladenfabrik Waldbauer und leiten nun selbst die Firma unter dem geänderten Geschäftsfeld.

Seitdem die Schokoladenproduktion im Jahr 1977 stillgelegt wurde, konzentriert sich die Firma auf die Vermietung der Räume des Waldbauer-Areals an rund 30 Unternehmen. Darunter Wirtschaftsprüfer, Versicherungen, Rechtsanwälte, Ärzte und auch der für seine Fußball-Sammelbilder weltweit bekannte Panini-Verlag. Der Betriebswirt Björn Ruisinger und der Ingenieur Hans-Joachim Ruisinger sind erfolgreiche Geschäftsleute in feinen dunklen Anzügen. Nüchterne Zahlen sind ihr Metier – doch beim Thema Schokolade geraten sie ins Schwärmen. Sie erzählen mit leuchtenden Augen von ihrer Kindheit und Jugend in den Fünfziger und Sechziger Jahren, von der Zeit der Schokoladendynastie in Stuttgart und ganz Deutschland, an die sich heute kaum noch

Stuttgarts Schokoladenseite schmeckt nicht mehr.

jemand erinnert.

Mitte des 19. Jahrhunderts stieg die Schokolade zur Königin des Naschwerks auf und eroberte ganz Europa – zahlreiche Schokoladenfabriken entstanden. Sei es aufgrund der Schaffenskraft der Schwaben oder ihrem Hang zum Süßen: Stuttgart entwickelte sich dabei zur Schokoladenhochburg. War Ritter(-Sport) damals noch ein kleines Licht, wurde Waldbaur zum Regenten des Stuttgarter Schokoladenzeitalters gekrönt. Björn Ruisinger holt tief Luft, um stolz und etwas schwermütig festzustellen: „Unser Herzblut steckt in Waldbaur“. Viel Arbeit und Zeit investierten seine Vorfahren, um die Firma als erfolgreichsten Schokoladenfabrikanten zu etablieren. Noch heute befindet sich die Kommandozentrale des Unternehmens im vierstöckigen Haupthaus mit der Nummer 83. Die Brüder haben dieses Gebäude ganz bewusst nur wenig verändert. Viele Erinnerungen sind mit den Relikten vergangener Schokoladen-Tage verbunden. Hans-Joachim Ruisinger zeigt begeistert die kakaobraune Lasur der Fenster, den edlen Besprechungsraum mit seinen alten Holzmöbeln, an denen schon „der Großvater mit seinen Geschäftspartnern“ saß. Die edlen Marmorböden und Glas-Trennwände der großräumigen Büros bilden einen starken Kontrast zu den behüteten Schätzen der Vergangenheit. Aber auch an diesen modernen Elementen prangt hier und da das alte Firmen-Wappen mit seinen drei Buchstaben: WWW „Wir wollen Waldbaur“.

In der Tat wollte bis in die Siebziger Jahre ganz Deutschland die Waldbaur-Produkte unbedingt. Hergestellt wurden die Kakao-Leckereien auf dem Fabrikgelände am Feuersee von rund 700 Angestellten. Eine familiäre Atmosphäre, tiefe Verbundenheit sowie Firmen- und Kameradschaftsabende sorgten für ein einzigartig harmo-

nisches Arbeitsklima. Die heranwachsenden Brüder lebten wohl den Traum eines jeden Kindes: Schokolade ohne Grenzen. Sie schwärmen von ihrer großen Beliebtheit bei Schulfreunden, die sie durch die Fabrik führen durften. „Denen war es danach immer schlecht, weil sie zu viel Schokolade gegessen hatten“, erinnern sich die Geschwister lachend.

Das bittere Ende der süßen Schokoladendynastie und damit auch der großen Waldbaur-Firmenfamilie zeichnete sich in den Siebziger Jahren ab. Das Aufkommen der Supermärkte lies die Schokolade nach über 120 Jahren Waldbaur-Geschichte zum Massenprodukt werden. Zudem machten steigende Kakao-Preise eine wirtschaftliche Produktion nicht mehr möglich. Das Lächeln auf den Gesichtern der Ruisinger Brüder verschwindet plötzlich. Sie erklären die Schließung als eine „rein rationale Entscheidung“ und sprechen mit traurigen Mienen von einer emotional sehr belastenden Zeit für Familie und Arbeiter. Die jungen Brüder beobachten durchs Fenster, wie der 15 Meter hohe Schornstein in einer grau-schwarzen Wolke nach der Sprengung in sich zusammenfällt. Eine Ära geht zu Ende. Alles scheint noch so nah, der süße Kakaogeruch, die Wärme, die Geräusche der Maschinen und die Gesichter der Arbeiter und Arbeiterinnen. „Ich seh’ heute noch das Annale in ihrem weißen Kittel da stehen, wie sie die Kommandos gibt!“, sagt Björn Ruisinger wehmütig. Es stimmt: Die Schokoladenzeit riecht man nicht mehr – aber nach einem Gespräch mit Björn und Hans-Joachim Ruisinger spürt auch jeder Außenstehende sie ganz gewiss. Das große, schokoladenbraune Schild an der Hauswand der ehemaligen Waldbaur-Fabrik scheint ein stummer Hinweis zu sein: „Erinnert euch, früher hat euch Waldbaur etwas zum Genießen geschenkt. Und hier im Herzen Stuttgarts hatte es seinen Ur-

Stuttgarts Schokoladenseite schmeckt nicht mehr.

sprung.“ Denn der bewusste Genuss von Schokolade und die damit verbundene Freude geraten zunehmend in Vergessenheit. Supermarktketten unterbieten sich immer schamloser in Preis und Qualität.



Das Logo über der Eingangstür heute

Nachdenklich bemerken die Ruisinger- brüder, dass sie den Waldbaur-Geschmack wohl nie wieder schmecken werden. Allerdings würdigen sie den aufkeimenden Trend zu besserer Schokoladen-Qualität durch höheren Kakao-Anteil und Originalität in den Rezepten. Beim Stichwort Originalität hält Björn Ruisinger plötzlich inne und fragt seinen Bruder: „Wie war denn eigentlich die Chili-Schokolade zu Weihnachten?“ „Ha jo ... man kann's scho essen!“, erwidert Hans-Joachim Ruisinger mit einem Augenzwinkern.

Das Dreifarbenhaus - Ein Haus, ein Leben, ein Bestseller.

von Julia Merkhoffer und Tobias Milanov

12:30 Uhr – Mittagspause in Stuttgart. Nicht nur auf der Königstraße herrscht jetzt reger Betrieb. Auch im Dreifarbenhaus im Herzen Stuttgarts flaniert das männliche Laufpublikum aller Couleur durch die Gänge. Wir stehen mit polizeilicher Begleitung mitten im Geschehen und warten auf die Verwalterin des Bordells. Ein „geheimer Ort“ in Stuttgart will entdeckt sein. Was passiert dort in dem Gebäude mit seinem legendären Ruf?

Seit Bestehen gehört die Verwalterin zum Haus. Wie jeden Tag um die Mittagszeit bringt sie traditionell das erwirtschaftete Geld zur Bank. Eine der wenigen Traditionen, die überlebt haben. Im Vergleich zu den Anfangsjahren hat sich innerhalb des Bordells einiges verändert. Jedoch versucht die Verwalterin dafür zu sorgen, dass an der Leitlinie weiterhin festgehalten wird. Denn diese macht das Haus und dessen Geschichte „unverwechselbar“.



Aussenansicht des Dreifarbenhauses

Unter den rund 200 Lusthäusern in Stuttgart zählt das Dreifarbenhaus zu einem der ältesten

Etablissements, das Liebesdienste anbietet. Nach dem Tode ihres Mannes hat die Verwalterin die Führung komplett übernommen. Eröffnet wurde das auffällige Haus am 17. Februar 1957 mit rund 70 Prostituierten am Bebenhäuser Hof. Auf die Frage, warum das Haus gerade in den seitenverkehrten Farben der Trikolore erscheint, vermutet sie: „Das hatte irgendetwas mit dem schon bestehenden Franzosenpuff in Stuttgart zu tun.“ Den Grund für die Errichtung des Dreifarbenhauses kennt sie aber ganz genau: „Die Straßen sollten aufgeräumt werden! Die so genannten ‚Ruinenprostituierten‘ aus Stuttgarts Innenstadt, die damals ihre Dienste auf der Königstraße anboten, waren den Stadtvätern ein Dorn im Auge.“ Um das Stadtbild nicht negativ zu beeinflussen, sollte das offene „sich Feilbieten“ verhindert werden. Auf Initiative von kommunalen Behörden und Kirchen sollte ein Bordell errichtet werden. Die Baugenehmigung hierfür erhielt ein Ehepaar, das dieses besondere Dirnenwohnheim mithilfe privater Investoren auf die Erfolgsspur brachte.

Dieses Erbe übernahm die heutige Verwalterin, die früher nur in der Küche tätig war. An diesen, für sie bedeutsamen Ort im Keller nahm sie uns auf die Reise in die Vergangenheit des Bordells mit. Noch heute spürt man dort unten die ganz eigene familiäre Atmosphäre, die damals geherrscht haben muss. „Früher war die Küche mein Bereich. Dort habe ich den Mädchen das Essen zubereitet. Ich war quasi wie ihre Mama und Vertrauensperson“, erinnert sie sich. „Mit meinem Mann zusammen haben wir damals sogar Filmabende mit den Mädchen veranstaltet. Für sie war das hier wie ein Zuhause. Sie haben sich wohl gefühlt.“

Fast „schwäbisch-pietistisch“ führte die Verwal-

Das Dreifarbenhaus - Ein Haus, ein Leben, ein Bestseller.

terin anfangs Buch über das Kommen und Gehen im Haus. Sie sorgte dafür, dass dies auch mit dem Polizeiamt abgestimmt war. Ordnungsgemäße Anmeldungen, Verhandlungen oder Belange wurden immer mit der Dienststelle ausgetauscht, so dass die Besitzerin meist keine Probleme zu fürchten hatte. Nach dem Gesundheitscheck, mit deutschem Pass und einem Mindestalter von 21 Jahren war der Zutritt zu den Zimmern für die Mädchen frei, um im vorbildlich geführten Bordell ihre Dienste anzubieten. Doch der Wandel der Zeit ging auch am Dreifarbenhaus nicht spurlos vorüber. Die Küche im Keller wurde zum Büro und dient als Rückzugsort. Wegen ständiger Veränderungen im ältesten Gewerbe der Welt ging diese Vertrautheit und die Prinzipien zum Bedauern der Verwalterin verloren: „Das Dreifarbenhaus musste sich an neue Umstände anpassen. Derzeit herrscht ein regelrechtes Überangebot und wir mussten mitziehen.“

Zu Beginn war das Bordell nur bis 23 Uhr geöffnet und an Sonn- und Feiertagen komplett geschlossen. Heute muss das Freudenhaus von 10 Uhr morgens bis 4 Uhr nachts öffnen, um seine Konkurrenzfähigkeit zu behalten. Auch an Sonntagen ist von 11 Uhr morgens bis Mitternacht Betrieb. Zudem findet ein nahezu täglicher Wechsel der Besatzung statt. „Damals hatten wir im Dreifarbenhaus eine Warteliste für die Anmietung der Zimmer, weil sie so beliebt waren. Höchstens ein Mädchen pro Jahr verließ das Haus. Heute läuft das Geschäft einfach nicht mehr so gut. Die Mädchen sind um jeden Job dankbar, um vom verdienten Geld zumindest die Kosten für das Zimmer zu decken“, beschreibt die Verwalterin die heutige Situation im Haus.

Das Geschäft wird internationaler, manchmal mangelt es an Respekt. Auch die Polizei verliert

mehr und mehr an Einfluss. Das gelockerte Prostitutionsgesetz macht den Gesundheitscheck nicht mehr zur Pflicht. „Wenn ich entscheiden könnte, müsste jede da hingehen“, sagt die Verwalterin, „nur leider habe ich darauf keinen Einfluss.“

Eines hat sich durch die strikte Leitung der Verwalterin allerdings nicht geändert und das macht das Bordell in Deutschland so einzigartig: Es zeichnet sich landesweit als seriöses Musterbordell aus. „Ich bin immer meiner Linie treu geblieben: Kein Alkohol, keine Drogen, keine Zuhälter. Die Mädchen sollen ohne Druck arbeiten und sich im Dirnenwohnheim wohl fühlen“, so die Verwalterin. Für Sicherheit und Ordnung im Dreifarbenhaus sorgen weibliche Stehfrauen, die darauf achten, dass das Bordell durch Aufruhr nicht unnötig in die Schlagzeilen gerät.

Dank dieser Prinzipien hat das Freudenhaus Vorbildcharakter: Es wird als ordentlichstes Bordell Deutschlands titulierte. Auch heute noch müssen sich die Damen ordnungsgemäß bei der Polizei melden. Diese Regeln innerhalb des Dreifarbenhauses werden von allen Seiten geschätzt. Die Verwalterin möchte, dass diese Leitlinie auch künftig beibehalten wird. Dies erschwert die Suche nach würdigen Nachfolgern. „Ich könnte das Haus innerhalb von einem Tag verkaufen.“ Aber wegen ihrer großen Verbundenheit zum Dreifarbenhaus fällt es der Verwalterin schwer, loszulassen. „Ich kann nicht einfach gehen, ich habe hier immer geschafft.“

Wie würde Sie das Dreifarbenhaus in einem Satz beschreiben? Mit einem Lächeln auf den Lippen antwortet sie: „Ich war mein ganzes Leben hier... ich könnte ein Buch über dieses Haus schreiben – es wäre ein Bestseller!“

Flughafen Stuttgart: Reise in vergangene Zeiten.

von Beate Peter, Andrea Reckziegel und Sonja Wernich

Wir betreten den Stuttgarter Flughafen und spüren sofort ein leises Kribbeln im Bauch. Flüge werden aufgerufen, Menschen mit voll beladenen Koffer-Trolleys schieben sich an uns vorbei und lassen Fernweh in uns aufsteigen. Mitten in der Menge steht Karin Ritapal.

Sie kennt den Flughafen genau, er war fast drei Jahrzehnte lang ihr Arbeitsplatz. Bis zu ihrer Pensionierung vor drei Jahren hat die 65-Jährige im Beschwerdemanagement des Flughafens gearbeitet und sich um die Wehwehchen der Fluggäste gekümmert. Oft hatte sie auch mit Kuriosen zu tun: „Die beknacktesten Beschwerden kommen von den Tübinger Akademikern“, erzählt uns Karin Ritapal gleich zu Beginn.



Luftbild des Flughafens 1958

Am Häufigsten haben sie Beschwerden von aufgebracht Menschen erreicht, die am Gepäckband zu lange auf ihre Koffer warten mussten. Manche Leute können sich gar nicht vorstellen, welchen Weg das Gepäck vom Laderaum bis zum Gepäckband zurücklegen muss und wie schwierig es manchmal für das Flughafenpersonal ist,

in den engen Laderäumen im Flugzeug zu arbeiten. Daher hat Karin Ritapal oft zu unkonventionellen Mitteln gegriffen: Sie schickte den Beschwerdeführenden Bilder der Lagerräume oder lud sie gar zu einer Flughafenführung ein. Nicht nur das Gepäck lieferte Anlass zur Beschwerde; auch das manchmal eher an einen Türsteher erinnernde Verhalten des Sicherheitspersonals bei der Personenkontrolle wurde häufig beklagt. Gerade, wenn das Sicherheitspersonal die Sprache der Fluggäste nicht beherrscht, fühlen sich die Gäste schikaniert. Da hilft nur Ruhe zu bewahren, sich zu entschuldigen und die Beschwerde ernst zu nehmen. Dies sei einer der wesentlichen Lektionen, die sie während ihrer fast 30-jährigen Laufbahn gelernt hat: Man kann gerade erwachsene Menschen nicht belehren und sollte alle Anliegen ernst nehmen, ganz gleich wie absurd sie sein mögen. Sie erinnert sich schmunzelnd an einen Anruf, den sie vor einigen Jahren von einer Dame aus Plieningen erhalten hatte. Sie schilderte aufgeregt ihre Sorge über die Kondensstreifen am Himmel über ihrem Balkon: Die Amerikaner würden Gift in die Luft blasen, um sie zu vergiften, sie sei deswegen sogar schon in Ohnmacht gefallen. Auch diese Beschwerde hat sie, wie jede andere auch, ernst genommen und versucht, der Frau ihre Angst zu nehmen. „Vor meiner Tätigkeit am Flughafen habe ich als Krankenschwester gearbeitet. Ich nahm an, dass ihre Angst psychische Ursachen hatte und ich wollte ihr natürlich helfen. Sie hat eine Einladung zu einer persönlichen Führung bekommen, so dass sie beim nächsten Blick in den Himmel die Streifen besser zuordnen konnte“, erklärt Karin Ritapal. In diesem Moment lächelt sie und

Flughafen Stuttgart: Reise in vergangene Zeiten.

sagt: „Einer hat allerdings den Bogen etwas überspannt. Seinen Beschwerdebrief schloss er mit den Worten: ‚In solchen Fällen wäre ja wohl ein Weingeschenk angemessen. Ich erwarte allerdings keinen ollen Trollinger, sondern einen guten französischen Rotwein.‘ Um sicherzustellen, dass er auch einen guten Wein bekommen würde, hat er die gewünschte Weinmarke gleich mit angegeben.“

Nicht für alle Beschwerden, die bei Frau Ritapal eingingen, war tatsächlich der Flughafen verantwortlich. Anwohner hatten sich im Sommer des Öfteren beklagt, dass die frisch gewaschene Wäsche im Garten oder das soeben geputzte Auto mit braunen Flecken übersät seien und nach Toiletteninhalt stinken würden. Die Briefeschreiber waren der alten Mär aufgesessen, Flugzeuge würden ihre Toilettentanks in der Luft leeren, um der Wäsche der Anwohner mit einem Punktemuster den letzten Schliff zu geben. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei den Flecken aber nur um Bienenkot.



Der Flughafen 2007

Hat sich der Flughafen für sie verändert? Karin Ritapal denkt einen Moment lang nach

und erinnert sich: „Fliegen, das war einmal was ganz Besonderes – es hatte früher viel mehr Flair.“ Zu ihrer Anfangszeit war der Flughafen Stuttgart noch viel kleiner und auch das Wort „Billigflieger“ kannte niemand. Fliegen war für die meisten Menschen etwas, das nicht zur Tagesordnung gehörte.

Karin Ritapal hatte in ihren Anfangsjahren das Gefühl, in einer Flughafenfamilie zu arbeiten, in der sich die Mitarbeiter noch viel Zeit für jeden einzelnen Fluggast nehmen konnten. Im Laufe der Jahre ist der Stuttgarter Flughafen stark gewachsen und immer mehr zu einem Ort des wirtschaftlichen Handels geworden. Fliegen hat für viele das Besondere verloren. Geschäftsleute jetten häufig mehrmals im Monat von Ort zu Ort und auch Privatpersonen können sich den Kurztrip am Wochenende eher leisten.

Die Beschwerdethemen dagegen hätten sich kaum verändert: Die Menschen drücken sich aber heute anders aus, sagt Karin Ritapal. Als Grund dafür nennt sie die Umgangsformen, die sich mit der Zeit verändert hätten: Die Reisenden geben sich weniger Mühe, vor allem bei E-Mail-Kontakt. Eine schnell im Affekt geschriebene E-Mail diene häufig als erstes Ventil für die hoch kochende Wut. „Bestimmte Eigenarten an Menschen werden sich nie ändern“.

Kurz vor ihrer Pensionierung hat Karin Ritapal noch eine besondere Beschwerde erreicht: Ein Vogel habe sich bei einem überdachten Übergang auf dem Kopf eines Herren aus Tübingen (Akademiker) entleert. Außerdem war er in Rage darüber, dass er seinen Yorkshire Terrier trotz tagelanger Diät nicht ins Handgepäck nehmen durfte, da er doch noch 100 Gramm zu schwer war. Nachdem Frau Ritapal sich wie immer Mühe gegeben

Flughafen Stuttgart: Reise in vergangene Zeiten.

hatte, dem Mann eine adäquate Antwort zu schreiben, ließen ihre Kollegen die Katze aus dem Sack: Der kuriose Brief entpuppte sich als lustiges Abschiedsgeschenk.

Mit dieser Anekdote verabschieden wir uns von Karin Ritapal und freuen uns, dass wir an einigen ihrer Erlebnisse teilhaben durften. Die Begeisterung, mit der sie von ihrem Job und dem Flughafen gesprochen hat, hat uns angesteckt. Wir verlassen den Flughafen mit einem letzten Blick auf die Zieltafel. Insgeheim sucht sich jeder von uns einen Ort aus, an dem er jetzt gerne wäre. Für einen kurzen Augenblick schließen wir die Augen und stellen uns vor, dort zu sein.

So sehr sich der Flughafen in den letzten 30 Jahren verändert haben mag, so sehr Fliegen für viele zu etwas Alltäglichem geworden ist, so hat sich eines für uns nicht verändert: Es ist immer noch ein Ort voller Träume, voller Hoffnung und Vorfreude. Muss man heute vielleicht ein bisschen genauer hinsehen als früher, so kann man trotzdem noch die vielen unterschiedlichen Gefühle sehen und spüren, die nur in der Atmosphäre des Flughafens möglich sind.

Das Gottlieb-Daimler-Stadion: Ein Ort großen Fußballs – damals und heute.

von Veronica Stricker und Daniel Schuhmacher

Das Gottlieb-Daimler-Stadion zählt zu den modernsten Stadien Deutschlands. Das Spiel um Platz 3, das sogenannte kleine Finale der Fußball-Weltmeisterschaft 2006, Deutschland gegen Portugal, fand vor ausverkauften Zuschauerrängen statt. Mehr als 52.000 Fußballbegeisterte waren bei diesem Spiel dabei. Vor 56 Jahren erlebten sogar doppelt so viele Menschen in diesem Stadion ein erinnerungswürdiges Fußballspiel. Es war das erste Fußballländerspiel nach Ende des Zweiten Weltkrieges: Deutschland gegen die Schweiz, am 22. November 1950. Ein Zeitzeuge erzählt uns von seinen Eindrücken.



Gottlieb Daimler Stadion im Jahr 1955

Freundlich begrüßt uns Helmut Übelmesser in seiner Wohnung in Bad Cannstatt. Direkt gegenüber fließt idyllisch der Neckar. Helmut Übelmesser ist 80 Jahre alt, sehr charmant und entgegenkommend. Auf seinen angenehmen, schwäbischen Dialekts angesprochen, ob er schon immer in Stuttgart wohne, erwidert er mit einem spitzbübischen Grinsen: „In Bad Cannstatt, bitte schön!“ Dies sei zwar etwas kindisch,

aber dennoch beharrten die Cannstatter auf diesen Unterschied. An der Wand seines Wohnzimmers fällt zuerst eine eingerahmte Ehrenurkunde des VfB Stuttgart ins Auge. Der „Verein für Bewegungsspiele“ ernannte Helmut Übelmesser im November 2006 zum Ehrenmitglied und würdigte ihn für sein langjähriges Engagement. Seit über 60 Jahren ist er Vereinsmitglied und half dem VfB Stuttgart nach Ende des Zweiten Weltkrieges beim Wiederaufbau. Früh machte er sich als Jugendbetreuer für die Förderung junger Talente stark, worin der VfB auch heute noch herausragt. 1994 übernahm er ehrenamtlich die Leitung der historischen Abteilung des VfB, der sogenannten Garde. Auf die Frage, ob er denn schon immer fußballbegeistert gewesen sei, lacht er und meint: Er habe Buben, die nicht gekickt haben, eh nicht verstehen können. Er sei schon immer sehr gerne ins Stadion gegangen und lasse sich auch heute kaum ein Heimspiel des VfB entgehen.

Das Stadion ist heute schon von weitem durch seine markante Stahlseilbinder-Konstruktion des Daches zu erkennen. Seit 1993 trägt es den Namen „Gottlieb-Daimler-Stadion“. Nachdem es 1933 zum Deutschen Turnfest errichtet und als Adolf-Hitler-Kampfbahn eingeweiht wurde, erfuhr es noch insgesamt vier Namensänderungen – ein Rekord unter deutschen Stadien. Während es heutzutage bis zu 57.000 Zuschauern Platz bietet, erlebte es auch andere Zeiten: So sahen im Jahre 1950 gar 100.000 Menschen das erste Länderspiel nach Ende des Zweiten Weltkrieges: Deutschland gegen die Schweiz. Die Zahlenangaben reichen von 97.000 bis 115.000. Wie viele es nun tatsächlich waren,

Das Gottlieb-Daimler-Stadion: Ein Ort großen Fußballs – damals und heute.

lässt sich nicht nachvollziehen. Einer unter ihnen war der damals 24-jährige Helmut Übelmesser. Wenn er sich heute an dieses Spiel zurückerinnert, schmunzelt er leicht und schüttelt den Kopf. Ein Spiel unter solchen Bedingungen würde heute wahrscheinlich abgesagt werden, meint er. Es war der 22. November 1950, ein fürchterlich nebliger Herbsttag und regnerisch noch obendrein: Ein „grausliches Herbstwetter“. Das Spielfeld war durchgeweicht. Vor den Strafräumen hatten sich Schlammfüßen gebildet. Helmut Übelmesser saß in der Cannstatter Kurve und hatte von der gegenüberliegenden-Spielhälfte in der Untertürkheimer Kurve kaum etwas gesehen, so neblig war es gewesen. Das Stadion, das damals noch den Namen „Neckarstadion“ trug, hatte zu jener Zeit ein Fassungsvermögen von etwa 70.000 Zuschauern. Stahlrohrtribünen, die extra für dieses Spiel aufgebaut wurden, erhöhten die Zahl auf 90.000. Es kamen noch weitere zehntausende Zuschauer zum Stadion, die keine Karten besaßen. Auch sie wollten das Spiel sehen. „Schätzungsweise 20.000 Menschen waren zu viel in dem Stadion“, sagt Helmut Übelmesser. Er erzählt von dem unvorstellbaren Gedränge im ganzen Stadion. Die Menschen drückten und schubsten, es war sehr chaotisch. Auf der Stahlrohrtribüne hatte es sogar einige Verletzte gegeben, die durch die Drängelei hinunterfielen. Heute sei ja der Sicherheitsstandard ein ganz anderer, doch damals gab es diesen noch nicht, sagt Helmut Übelmesser. Die Zuschauer standen alle ganz eng beisammen. Auch die Aschenbahn um das Spielfeld sei „drückend voll“ gewesen; heute eine Tabuzone für Fans und für Befürworter eines reinen Fußballstadions, zu denen sich auch Helmut

Übelmesser bekennt, ein Dorn im Auge. Die großen Absperrzäune, die die Zuschauer heute vom Spielfeld trennen, gab es damals noch nicht. Im Regen haben sie gefroren, die Zuschauer waren alle durchnässt. Das Stadion war nur teilweise überdacht, im Bereich der Haupttribüne. Jedoch überwog die Freude, endlich wieder „großen Fußball“ zu erleben. Das Spiel war zwar nicht mit besonders vielen Toren gesegnet, aber als Herbert Burdenski den Siegtreffer für Deutschland durch einen Handelfmeter erzielte, gab es auf den Zuschauerrängen kein Halten mehr. Ausgelassen feierten die Deutschen ihren eins-zu-null-Sieg. Viele sagten: „Nun sind wir wieder wer in der Welt.“ Helmut Übelmesser selbst sah den Sieg etwas zurückhaltender: „Ich bin natürlich sehr stolz gewesen“, gibt er zu, doch von erlangter Rehabilitation oder neuem Selbstvertrauen mochte er nicht sprechen. Es war nach trüben Jahren auf jeden Fall ein „unglaubliches Ereignis“, das ihn sehr bewegt hat.

Eine Parallele zur Fußballweltmeisterschaft 2006? Ähnlich wie damals, führte das Fußballspiel zu neuem Mut und zu einer Aufbruchstimmung unter den Menschen. Deutschland konnte der Welt beweisen, dass es ein freundliches Land ist und erlangte dafür weltweite Anerkennung. Zur WM 2006 waren zehntausende Fans im Gottlieb-Daimler-Stadion: sie schwenkten ihre Fahnen, trugen Trikots, ihre Gesichter bunt bemalt. Wie war das denn damals? Helmut Übelmesser lächelt: „Nein. Fanartikel hat es damals noch nicht gegeben.“ Mit „Hut und Mantel“ waren die Zuschauer gekleidet. Gejubelt und geschrien haben sie natürlich trotzdem – er hatte zu seiner Zeit häufig am nächsten Tag eine heisere Stimme gehabt.

Das Gottlieb-Daimler-Stadion: Ein Ort großen Fußballs – damals und heute.

Allerdings waren die Sprechchöre damals zurückhaltender gewesen. „Gehässigkeiten“ hat es aber damals schon gegeben: Beim Foulspiel beispielsweise. Dass die Anhänger den Gegner aber bereits beim Einlauf oder im Ballbesitz ausgepiffen haben, kam nicht vor. Diese Entwicklung missfällt Helmut Übelmesser und er empfindet sie als unsportlich.



Gottlieb Daimler Stadion - Luftaufnahme

Wie es denn 1950 mit Frauen im Stadion ausgesehen habe, wollen wir wissen. Er war damals mit seiner Frau bei diesem Spiel gewesen: Eine absolute Seltenheit. Frauen habe es im Stadion zu der Zeit fast keine gegeben. „Fußball war halt Männersache“. Dass sich einmal solche Schlangen vor den Damentoiletten bilden würden wie heutzutage, habe sich damals keiner vorstellen können. Doch ihm gefällt, dass sich mehr Frauen für diesen Sport begeistern, da dies sehr positiv für die Stimmung sei: „Es ist schon toll, wie die Frauen und Mädchen mitfeiern.“ Auf die Frage nach seinem schönsten Erlebnis im Stadion, muss Helmut Übelmesser eine Weile überlegen. Das seien schließlich 71 Jahre Fußball, auf die er da zurückblicke. Schließlich meint er: „Mit das Schönste war sicherlich, als wir

2003 in der Champions League gegen Manchester United gespielt haben. Da haben wir eine weltklasse Leistung geboten.“ Er hat sich riesig für seinen Herzens-Verein gefreut. Ein zufriedenes Lächeln, gemischt mit etwas Stolz huscht bei dieser Erinnerung über sein Gesicht.

Im August dieses Jahres wird Helmut Übelmesser sein ehrenamtliches Engagement für den VfB beenden. Er brauche Zeit für sich selbst. Er möchte auch wieder mehr für seine Familie da sein und sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. Doch auch in Zukunft schaue er sich natürlich noch jedes Heimspiel „seines“ VfB an. Die Spiele des Deutschen Meisters 2007: Wieder einmal „Großer Fußball“ im Gottlieb-Daimler-Stadion!

Der Hasenberg: Ein Ankerplatz der Erinnerungen an die Kindheit.

von Yellena Hermann und Heike Brock

Stuttgart ist schön. Wunderschön, schaut man vom Hasenberg herab. „Von hier aus kann man weit schauen“, sagt Else Baumann – und meint damit eigentlich nicht nur die Häuser, die Gärten, die Hecken, die für Stuttgart typischen Stäffele dort unten. Wo junge Familien, verliebte Pärchen und verschwitzte Wanderer Halt machen zum Picknicken und Grillen, zählt für Else Baumann etwas ganz anderes: Der Hasenberg ist ein wichtiger Teil ihrer Erinnerungen an die Kinderzeit im Stuttgarter Westen – damals in den Jahren, als Krieg war.

es ihr ist, uns etwas über die Jahre ihrer Kindheit und die Geschichte ihrer Heimat – des gut bürgerlichen Stuttgarter Westens – zu erzählen. Diese ältere, aber noch sehr energische Frau macht immer wieder Ausflüge mit ihren Freundinnen auf „ons'ren Haseberg“, um gemeinsam in Erinnerungen zu schwelgen.

Else Baumann liebt Stuttgart. Wir hören die Begeisterung heraus, mit der sie vor uns ihre schönen, manchmal aufregenden, manchmal schrecklichen Erinnerungen lebendig werden lässt. 1934 ist sie im Stuttgarter Westen gebo-



Die Aussicht vom Hasenberg

Es ist ein sonniger Frühlingstag. Vögel zwitschern, ein Windhauch – kaum spürbar – spielt mit dem noch nicht entfalteten Laub. Die ersten Picknicker sitzen auf den Wiesen. Der Hasenberg ist schön – warum eigentlich sind wir hier oben hoch über den Dächern von Stuttgart vorher noch nie gewesen, obwohl wir doch schon so lange in Stuttgart wohnen? Hinter uns auf einer Bank sitzt eine alte Dame: Else Baumann. Sie ruht sich aus vom Aufstieg auf den Hasenberg. „Sehen Sie, die jungen Leute kommen hierher und wissen nichts über die Geschichte. Die meisten interessieren sich gar nicht dafür“, erzählt sie uns. Wir spüren, wie wichtig

ren worden. Lange hat Else in der Rötestraße gewohnt – als ältestes von sechs Geschwistern. Nach der Schule stieg sie oft mit ihren Geschwistern und Freunden durch den Schwabtunnel über die Hasenbergsteige hinauf auf den Hasenberg zum Hasenbergturm. „Da haben wir unser Lägerle gebaut und gespielt“, erinnert sie sich.

Das Geld war in ihrer großen Familie damals recht knapp. Spielzeug für die sechs Geschwister gab es kaum. „Was wir in der Natur an Brauchbarem gefunden haben, hier auf dem Hasenberg, das haben wir aufgesammelt und Spielzeug draus

Der Hasenberg: Ein Ankerplatz der Erinnerungen an die Kindheit.

gemacht. Am schönsten war's im Frühling. Da haben wir uns immer Kränze aus Löwenzahn geflochten. Meiner war immer der beste“, lacht sie etwas schelmisch. Ihr Blick verschleiert sich ein bisschen. Sie sieht – das merken wir – die Stadt mit ganz anderen Augen als wir. Hier oben auf dem Hasenberg und dem Hasenbergturm konnten die Kinder damals für ein paar Stunden ihre Sorgen und Ängste vergessen und einfach nur Kinder sein. Daheim bangten sie gemeinsam mit der Mutter um den Vater, der Anfang der Vierziger Jahre in den Krieg ziehen musste. Darum ging Else auch immer auf dem Heimweg vom Spielen in die Elisabethenkirche, um für den Vater zu beten. Auch die Väter ihrer Freundinnen waren im Krieg. In der Kirche träumten die Mädchen gemeinsam von besseren Zeiten.



Der Hasenbergturm heute

Der 24. März 1943 ist für Else Baumann mit einer ihrer schlimmsten Erinnerungen verbunden. Ihr Hasenbergturm, ihr Lieblingsplatz, wo man so gut Verstecken spielen konnte, stand nicht mehr oben auf dem Hasenberg. Er war ge-

sprengt worden. Von deutschen Soldaten, wie sie erst viel später erfuhr. Bis zu diesem schrecklichen Tag hatte der Hasenbergturm als ein Stuttgarter Wahrzeichen, ähnlich wie heute der Fernsehturm, weit hinaus ins Land gegrüßt. 38 Meter war er hoch, weiß Else Baumann. Erbaut worden war er 1879 aus rotem Gerlinger Sandstein auf Initiative des Stuttgarter Verschönerungsvereins. Bis 1936 sind mehr als eine halbe Million Besucher auf dem Hasenbergturm gewesen. Else Baumann erzählt viel und gern über die Geschichte des Hasenbergs. „Die haben den Turm damals gesprengt, damit er für die feindlichen Bomber keine Orientierungsmöglichkeit mehr bieten konnte. Nur ein kleiner Stummel ist übrig geblieben.“ Else Baumanns Trauer um dieses Stück ihrer Kindheit sitzt noch immer sehr tief. „Es war schrecklich, als der Turm auf einmal weg war.“

Wieso, das verstand sie zu dieser Zeit noch nicht. Ein paar Tage vorher war sie an Scharlach erkrankt. Sie war daheim im Bett geblieben. „An diesem 24. März bin ich von einem lauten Klopfen geweckt worden. Ein Nachbar war's. Wir müssten sofort raus aus dem Haus, hat er gerufen. Ich habe das nicht verstanden, ich hatte ja Fieber und wollte nicht aufstehen. Er hat mich einfach gepackt und in einen Luftschutzkeller geschleppt.“ Das Haus in der Rötestraße, in dem sie gewohnt hatte, wurde dann durch einen Bombenangriff zerstört. Für Else war es damals klar, dass auch ihr geliebter Turm auf dem Hasenberg Opfer der Bomben geworden sein musste. Von den wahren militärischen Gründen für die Sprengung hatte sie damals keine Ahnung.

Der Hasenberg: Ein Ankerplatz der Erinnerungen an die Kindheit.

Nachdem das Haus der Familie zerstört worden war, zog Else Baumann mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern aufs Land. Zum Hasenberg kam sie nun viele Jahre lang nicht mehr. Als sie dann später nach Stuttgart zurückkehrte, zog sie nach Bad Cannstatt. Inzwischen lebt sie seit 44 Jahren dort. Bis zur Pensionierung war sie Buchhalterin in einer Apotheke. In den Stuttgarter Westen und vor allem auf den Hasenberg wandert sie immer wieder gern: „Das ist meine Kindheit gewesen.“ Wir sitzen mit Else auf dem Hasenberg an dem Turmstumpf und genießen den Ausblick über ihre und auch unsere Stadt – auch wenn der Turm nicht mehr so hoch ist, wie er einmal war.

Die Hochschule der Medien Stuttgart: Eine Metamorphose des Kükensfests.

von Leonie Ihlenfeldt und Melanie Sieber

Aus der geöffneten Tür des Siebdrucksals kommen uns einige Studenten entgegen, die soeben in die Mittagspause entlassen wurden. Hinter der Tür sehen wir Bernhard Michl, der noch selbstvergessen vor sich hin werkelt und seine Siebdruckschablonen verstaubt. Er trägt ein von Studenten bedrucktes T-Shirt und fängt fröhlich an zu grinsen, als wir ihn bitten, uns etwas über die Vergangenheit an der HdM zu erzählen.



Die Hochschule um 1985

Seit 1986 geht Michl, der nur mit Nachnamen und ‚Du‘ angesprochen werden will, täglich an der HdM ein und aus. „Vor 20 Jahren war hier vieles anders“, erzählt er. Damals kam er als junger Student an die Hochschule, um Verpackungstechnik zu studieren. Ein Jahr später wechselte er zum Studiengang Drucktechnik, weil zu dieser Zeit die Infrastruktur in diesem Bereich besser gewesen sei.

„Früher war der Studiengang Verpackungstechnik eher eine One-Man-Show“, schmunzelt Michl. „Wir hatten im Großen und Ganzen immer denselben Professor“: Professor Paris, den Gründer des Studiengangs. Auch die Anzahl der Studenten sei überschaubar gewesen. Der heutige Neubau und die Vergrößerung der Hochschule erfolgten erst einige Jahre später. Aus

diesem Grund war auch das Verhältnis zwischen den Studenten untereinander und das zu ihren Dozenten viel familiärer. „Jeder kannte jeden und man hatte einen persönlichen Draht zu seinen Dozenten.“ Michl erinnert sich gerne an diese Zeit. Wer ihn kennt, weiß, dass er ein geselliger Mensch ist, der gerne auch mal mit den Studenten plaudert. Heute arbeitet er als Dozent im Bereich Siebdruck an der HdM. „Ich bin direkt nach dem Studium hier geblieben und seither nicht wieder von der HdM losgekommen“, berichtet er uns zufrieden. Auch zur legendären Studentenparty an der HdM, dem Kükensfest, weiß Michl einige interessante Anekdoten zu erzählen. „Zu meiner Zeit war das Kükensfest noch ein Fest von Studenten für Studenten. Es war einfach alles ‚handmade‘.“ Angefangen bei den vielen selbstgebackenen Kuchen bis hin zur Musik, die nicht von professionellen DJs kam, sondern aus der eigenen Stereoanlage der Studenten. Teilweise seien auch eigene Studentenbands aufgetreten.

Auch die heute international bekannte Band „Fools Garden“ gab früher einmal auf dem Kükensfest ihre Musik zum Besten. „Zwei Mitglieder dieser Band haben Audiovisuelle Medien hier an der HdM studiert“, berichtet Michl. Die Studenten aus dem zweiten Semester stellten früher alles alleine auf die Beine, ohne externe Dienstleister in Anspruch zu nehmen. Michl erinnert sich, dass das Ganze viel kreativer und unprofessioneller war. Damals sei kein Security-Dienst engagiert worden und auch keine externen Gastronomie- und Partyservices. Auch die Professoren seien dabei gewesen. „Für die war das auch ein Fest“, sagt Michl.

Während heute zunehmend auch externe Gäste die beliebte Stuttgarter Studentenparty besuchen, war es früher eher eine interne Angele-

Die Hochschule der Medien Stuttgart: Eine Metamorphose des Kükensfests.



Eine Nachtaufnahme der Hochschule heute

genheit. Das Fest sei zunehmend kommerzialisiert worden, meint Michl. Diese Entwicklung lässt sich auch gut an den Eintrittspreisen beobachten. Während früher ca. 2 DM für den Eintritt verlangt wurden, kostet heute eine Eintrittskarte 10 Euro. Die Tatsache, dass die Tickets heutzutage im Internet für noch höhere Preise versteigert werden, beweist, dass das der Beliebtheit des Festes keinen Abbruch getan hat.

Vor allem aber sei eine starke Veränderung in der Ausgestaltung der Kükensfeste zu bemerken, meint Michl. „Früher war jedes Kükensfest völlig anders und etwas ganz Besonderes.“ Die Dekoration sei in völliger Eigenleistung der Zweitsemester entstanden und die Räume seien fast bis zur Unkenntlichkeit kreativ umgestaltet worden. Jedes Semester hatte seine eigenen Ideen und das Einweihungsritual, das die Erstsemester vor der „Aufnahme“ in die Hochschule erwartete, war immer wieder etwas Neues. Es gab jedes Mal andere Aufnahmeprüfungen, die die so genannten ‚Küken‘ zu bewältigen hatten, wie zum Beispiel das Rodeoreiten auf einem automatisierten Bullen oder andere spezielle Spiele.

Besonders in Erinnerung geblieben ist Michl vor allem ein Kükensfest aus den frühen 90er Jahren. Damals wurde von den höheren Semestern ein Hypnotiseur eingeladen, der die Erstsemester in Trance versetzen und so zu lustigen oder peinlichen Handlungen bringen sollte. „Die Adresse

des Hypnotiseurs habe ich heute noch, denn das hat mich fasziniert“, erzählt Michl begeistert. Diese Einlage führte, wie gewünscht, zur Belustigung des Publikums. Michl merkt jedoch auch an, dass das, seiner Meinung nach, mit einem Scherz nicht mehr viel zu tun hatte und schon eher kritisch zu betrachten sei. Am Ende seiner Erzählungen zeigt er uns noch die vielen Kükens-T-Shirts, die alle mit seiner Unterstützung an der HdM selbst bedruckt wurden. „Zu meiner Zeit gab es diese T-Shirts aber noch nicht, das gehört erst seit den letzten 10-15 Jahren zum Kükensfest dazu.“

Voller Freude zeigt er uns auch noch die alten Siebdruck-Vorlagen für die jeweiligen T-Shirts, die er immer noch in seinen Schubladen aufbewahrt. Dass er gerne mit den Studenten solche freiwilligen Projekte durchführt, sieht man ihm an. „Ich war von Anfang an bei der Produktion der Kükens-T-Shirts dabei. Die Anzahl ist natürlich von Jahr zu Jahr gestiegen, wie auch die Zahl der Studenten.“

Auch wenn es nicht mehr so familiär zugeht wie früher, fühlt sich Michl dennoch wohl an ‚seiner‘ HdM. Für ihn ist diese Hochschule im Lauf der Zeit ein bedeutender Teil seines Lebens geworden.

So ein Zirkus! Der Marienplatz im Wandel der Zeit

von Michael Werkmeister

Wer zum ersten Mal über den freundlichen und großzügigen Marienplatz schlendert, kann sich wohl kaum vorstellen, dass es vor wenigen Jahren an gleicher Stelle noch ganz anders ausgesehen hat. Viele Anwohner erinnern sich jedoch noch gut an die „Grüne Hölle“ in ihrem Viertel. Eine Mischung aus lieblosen Betonteilen und den klobigen Verkehrsanlagen von Zahnradbahn und Stadtbahn dominierte den Platz. Über allem ein Wildwuchs aus Bäumen, Sträuchern und rundherum eine endlose Blechlawine, die sich Tag und Nacht um den Platz herum-schob.



Der Marienplatz 1972

Ortswechsel in den Stuttgarter Westen: Besuch bei Heinz Lermann, Gründungsmitglied der Freien Planungsgruppe 7, einem der renommiertesten Büros für Stadtplanung in der Architektenstadt Stuttgart. Die Architektengemeinschaft ist standesgemäß in einem alten Industriegebäude untergebracht. Das Großraumbüro erstreckt sich über eine Loft-Etage, auch der typische Lastenaufzug darf natürlich nicht fehlen. Bereits im Jahre 1988 hatte die Planungsgruppe unter Federführung von Stadtplaner Lermann einen Architekturwettbewerb zur Umgestaltung des „Un-Platzes“ im Stuttgarter Süden gewonnen. Bedeutende verkehrstechni-

sche Umgestaltungen in den achtziger Jahren hatten bereits eine spürbare Erleichterung für Stuttgart Süd und den Stadtteil Heslach gebracht – und spätestens als 1991 die B14 vom Tal in den Heslacher Tunnel verlegt wurde, war es an der Zeit, das ganze Areal neu zu ordnen.

So sollte dann auch der Marienplatz zum Auftakt des neuen Jahrzehnts endlich ein neues Gesicht erhalten. „Der Platz war eigentlich nichts anderes als eine überdimensionierte Verkehrsinsel“ erklärt Heinz Lermann, der alte Fotos vor sich auf dem Tisch ausbreitet. „Meine Idee war es, einen offenen Platz zu schaffen, der sich nicht abschottet, mit einer großen multifunktionalen Fläche im Zentrum.“ Wesentlicher Bestandteil des Plans war auch eine völlige Neugestaltung des öffentlichen Verkehrs rund um den Marienplatz. Eine neue Talstation für die Zahnradbahn sollte es sein und ein veränderter Zugang zur U-Bahn. Dazu eine hufeisenförmige Baumallee als harmonische und offene Begrenzung des Platzes anstatt grauer Betonkübel und wucherndem Unterholz. Kurzum: Ambitionierte Pläne, die von Stadt und Planungsgruppe so schnell wie möglich in die Tat umgesetzt werden sollten.

Doch zunächst kam alles ganz anders. Nachdem Grundstücksverkäufe und Bauvorhaben im angrenzenden Areal zwischen Böheimstraße und Möhringerstraße ins Stocken geraten waren, und es in Stuttgart viele dringlichere Brennpunkte gab, wurde das Projekt auf Eis gelegt. „Der Stadt ging einfach das Geld aus“, fasst Heinz Lermann zusammen. Seine Pläne verschwanden in den Schubladen des Stadtplanungsamts und es geschah zunächst einmal gar nichts. Der „Zirkus“ um den Marienplatz

So ein Zirkus! Der Marienplatz im Wandel der Zeit

sollte noch über zehn Jahre weiter gehen, bevor der strahlend neue Platz schließlich an einem tropisch-heißen Wochenende im Jahrhundertssommer 2003 eingeweiht werden konnte. Aus einem städtebaulichen Ärgernis ist heute ein moderner, offener Platz geworden.

Das war allerdings nur die (vorerst) letzte Episode der wechselhaften Geschichte dieses Stuttgarter Fixpunktes. Angefangen hatte alles im Jahre 1876, als sich Prinz Wilhelm von Württemberg, der spätere König Wilhelm II., mit Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont verlobte. Zu Ehren der zukünftigen Königin wurde am damaligen Südrand der Stadt ein repräsentativer Platz errichtet. Ein Name war natürlich schnell gefunden: Marienplatz. Bald wurde der Platz zum Zentrum eines gehobenen bürgerlichen Wohnviertels. Nach und nach entstanden stattliche Bauten rund um den neuen Quartiersplatz und schon früh zeichnete sich seine Funktion als Verkehrsdrehscheibe ab. Nachdem schon 1884 die Zahnradbahn schräg gegenüber in der Filderstraße ihren Betrieb aufgenommen hatte, richtete sich 1892 die neu gegründete

Stuttgarter Straßenbahnen AG mit Verwaltungsgebäude und Wagenhallen am Marienplatz ein. Die damals gerade getestete „Elektrische Probefahrt“ wurde ein voller Erfolg und so sollte der Marienplatz für mehr als ein halbes Jahrhundert zur Keimzelle des stetig wachsenden Straßennetzes in Stuttgart werden.

Im gleichen Jahr kündigte sich eine weitere Neuerung an, die von den Stuttgartern begeistert aufgenommen wurde: an der Ecke zur Böheimstraße, wo heute ein Hotel und ein Supermarkt stehen, wurde ein prachtvolles Zirkusgebäude errichtet. Alles was Rang und Namen hatte in der Zirkuswelt, gastierte damals am Stuttgarter Marienplatz; Von Hagenbeck aus Hamburg über den großen Circus Busch bis zum berühmten Circus Sarrasani. Mit 3.500 Sitzplätzen war der vom renommierten Hofwerkmeister Albert Hangleiter gestaltete Bau zur damaligen Zeit der größte Veranstaltungsort in Stuttgart. Die imposante Stahlkonstruktion der Zirkuskuppel war weithin zu sehen und bildete das neue Wahrzeichen am Marienplatz. Leider wurde der Bau schon 1916 wieder abgerissen, da er nicht mehr den



Der Zirkus am Marienplatz im Jahr 1910

So ein Zirkus! Der Marienplatz im Wandel der Zeit

Brandschutzvorschriften genügte. Auf diese glanzvolle Ära folgten mehrere Umgestaltungen. Bestimmender Faktor war meist der stetig zunehmende Kraftverkehr, der den Platz spätestens Ende der fünfziger Jahre zur Betonwüste degradierte. Damals hatte der Stuttgarter Gemeinderat den Ausbau der B14 im Stuttgarter Süden beschlossen und damit auch eine neue Verkehrsführung rund um den Marienplatz bestimmt. Vierspurige Straßenzüge und mehrere Straßenbahn- und Buslinien hatten aus einem städtischen Treffpunkt eine unfreundliche Verkehrsfläche gemacht.

Heinz Lermann, Architekt des neuen Platzes, wohnt selbst seit Langem in der Gegend und erinnert sich: „Der Marienplatz war kein Ort, wo man gerne hingegangen ist oder wo man sich getroffen hat. Das war ein Labyrinth aus dunklen Wegen und Unterführungen – da haben sich viele gar nicht richtig hingetraut“. Viele Anwohner hatten Ende der neunziger Jahre bereits den Glauben an eine baldige Veränderung aufgegeben. „Doch ganz plötzlich“, so berichtet Heinz Lermann, „kam Ende der neunziger Jahre wieder Schwung in die Angelegenheit“. Als einige notwendige Instandhaltungsmaßnahmen an der inzwischen größtenteils maroden Bausubstanz des alten Platzes durchgeführt werden mussten, erinnerte man sich beim Amt für Stadtplanung an den Siegerentwurf der Planungsgruppe 7 aus dem Jahr 1988.

„Offenbar war es endlich gelungen das nötige Geld aufzutreiben, was uns natürlich sehr gefreut hat.“ Lermanns Team wurde beauftragt, den alten Entwurf zu aktualisieren und den neuen Gegebenheiten anzupassen. 2001 gab der Gemeinderat dann grünes Licht für das gut vier Millionen Euro teure Projekt. Das Ergebnis ist seit

Juli 2003 im Stuttgarter Süden zu bestaunen. „Besonders gefreut hat mich die gute Zusammenarbeit mit der SSB“, gibt Heinz Lermann zu Protokoll, „die haben noch mal mindestens den gleichen Betrag oben drauf gelegt und so einen wesentlichen Beitrag zum städtebaulichen Gesamtkonzept geleistet.“ Kritiker halten dem umtriebigen Architekten zwar zu Gute, dass er die „Grüne Hölle“ beseitigt hat, werfen ihm aber nun vor, er hätte eine kalte und leblose „Steinwüste“ geschaffen. Diesen Vorwurf lässt Heinz Lermann so nicht gelten: „Wir wollten einen offenen, multifunktionalen Platz schaffen, der den Menschen im Viertel viel Raum bietet. Den müssen sie sich aber auch erobern. Eine klassische Grünanlage mit Wiese, Bäumen und Sitzanlagen wäre nur wieder zum Hundeklo verkommen. Das wollten wir auf keinen Fall!“



Blick auf den Marienplatz heute

Lermann fügt hinzu, dass auch die baulichen und finanziellen Rahmenbedingungen nicht viel Spielraum ließen: „Wir hatten ein festes Budget von etwas mehr als vier Millionen Euro. Ich glaube, dass wir unter den gegebenen Umständen den bestmöglichen Platz an dieser Stelle gebaut haben.“ Schade findet er aber, dass die ur-

So ein Zirkus! Der Marienplatz im Wandel der Zeit

ursprüngliche Idee der multifunktionalen Nutzung des über 10.000 Quadratmeter großen Platzes kaum wahrgenommen werde. So wirke der Platz oft etwas leer und unwirtlich – häufige Veranstaltungen und regelmäßige Termine wie Wochenmärkte könnten laut Lermann den Charakter als Stadtteilplatz stärken. Seiner Meinung nach müsste dazu aber die Bezirksverwaltung ihre oft restriktive Politik bei der Vergabe von Genehmigungen lockern und mehr Veranstaltungen zulassen.

Zum Abschied holt der Architekt aber noch ein Ass aus dem Ärmel und erzählt wie beiläufig von der neuesten Entwicklung am Marienplatz, die genau in diese Richtung geht: Ein von Anfang an vorgesehene Pavillon-artiges Café mit großer Freisitzfläche am süd-östlichen Eck des Platzes kann nun endlich gebaut werden. Der ursprüngliche Investor war 2003 abgesprungen und bis ein neuer Interessent gefunden wurde, hatte es eine ganze Weile gedauert. Jetzt konnte endlich ein erfahrener Stuttgarter Gastronom gewonnen werden, der bereits mehrere Eiscafés betreibt. „Meine Kollegen arbeiten gerade am Modell für das neue Café“, berichtet Heinz Lermann, „Ich bin sicher, das wird ein voller Erfolg“. Erste Entwürfe lassen eine gläserne Rotunde mit einer markanten weißen Scheibe als Dach erkennen, die bei Nacht beleuchtet sein wird und sich harmonisch in die bestehende Architektur des Platzes einfügt.

Dass das neue Eiscafé zum Anziehungspunkt werden wird, davon gehen die Planer aus und freuen sich auf die Realisierung des Projekts. Auch wenn vom Zirkusglanz vergangener Zeiten am schlichten neuen Platz heute nicht mehr viel übrig ist: Die Chancen stehen gut, dass mit dem neuen „Mondcafé“ endlich wieder das pulsierende Stadtteil-Leben an den Marienplatz zu-

rückkehren wird, das man dort so lange vermisst hat. Spätestens im Frühjahr 2008 soll der erste Prosecco serviert werden. Dann heißt es anstoßen auf den neuen Marienplatz und auf die nächsten 150 Jahre Stadtgeschichte im Stuttgarter Süden.

Nächster Halt: Christophstraße. Wo Männer noch Kinder sind.

von Astrid Schuler

Seit über 50 Jahren erfüllt das Modelleisenbahncenter W. Schüler GmbH in Stuttgart große und kleine Eisenbahnerwünsche.

Immer wieder bleiben Kunden und Passanten an den Schaufenstern vor dem kleinen Laden in der Stuttgarter Christophstraße stehen, um die aktuellen Neuheiten in der Auslage zu bestaunen. Manche kommen schon seit ihrer Kindheit hierher. Und auch heute sind sie in Verhalten und Begeisterungsfähigkeit kaum zu unterscheiden von den Jüngsten, die den Laden stets mit leuchtenden Augen betreten. Nicht selten stöbern sie stundenlang in den Auslagen, die seit jeher in den meterlangen Regalen verlockend präsentiert werden.

Gegründet wurde das Spezialgeschäft für Modelleisenbahnen im März 1955 von Wolfgang Schüler und seinem Geschäftspartner Hermann Eisenhardt, die den Laden in den ersten beiden Jahren im Gebäude Gymnasiumstraße 23 betrieben hatten. Als dieses 1957 verkauft wurde, zogen sie zum heutigen Firmenstandort in die Christophstraße 2 um. Nachdem Hermann Eisenhardt 1963 aus dem Unternehmen ausschied, führte Wolfgang Schüler das Geschäft alleine weiter, nicht ohne Erfolg. So wurde der kleine Laden in der Christophstraße bald zu eng. Zufällig wurde zu der Zeit der Nachbarladen frei und Wolfgang Schüler beschloss, diesen ebenfalls hinzu zu nehmen. 1978 feierte er die Wiedereröffnung nach einem großen Umbau auf fast dem Vierfachen der vorherigen Verkaufsfläche. Nun war endlich auch genügend Platz vorhanden, um die vielen verschiedenen Spurgrößen ansprechend zu präsentieren.

Zwar war das Sortiment auch in den Anfangsjahren schon recht umfangreich. Im

Vergleich zu heute war es nur ein Bruchteil dessen, was aktuell im Laden angeboten wird. So finden sich natürlich immer noch die großen Marken der Blütezeit der Modelleisenbahn in den Regalen wieder. Jedoch hat sich das Sortiment im Laufe der Jahre immer mehr verbreitert, so dass es nun allen Ansprüchen und Geldbeuteln gerecht wird. Das Personal bestand eigentlich immer aus Verkäufern, die auch die nötige technische Erfahrung mit Reparaturen und Ersatzteilen hatten. Ab Mitte der sechziger Jahre beschäftigte Wolfgang Schüler jedoch zusätzlich noch eine weibliche Verkaufskraft, was selbst in den liberalen Sechzigern schon ziemlich progressiv war, wie Ingrid Bitter, die heutige Geschäftsführerin und Tochter von Wolfgang Schüler, nicht ohne Stolz erzählt. „Wir waren eines der ersten Geschäfte in Stuttgart, das weibliches Verkaufspersonal einstellte.“ Wobei es heute jedoch für die Kunden vollkommen selbstverständlich ist, von einer Frau, in diesem Fall sogar der Geschäftsführerin, kompetent und fachkundig beraten zu werden.

Ingrid Bitter hat das Geschäft 1990 zusammen mit ihrem Mann Winfried von ihren Eltern übernommen und seitdem auch stetig weiterentwickelt. Um die 80.000 Einzelteile, von der hochwertigen Modelleisenbahn – über die passenden Figuren und Zubehör für den Landschaftsbau – werden mittlerweile verteilt auf zwei Etagen präsentiert und zum Verkauf angeboten.

Ingrid Bitter erinnert sich aber auch gerne zurück an ihre Kindertage, als das Ladengeschäft ihrer Eltern für sie Spielplatz und Zuhause zugleich war. Sie wuchs, genau wie ihre eigenen beiden Töchter, quasi im Geschäft auf und bekam das Fachwissen für die verschiedenen Standards der

Nächster Halt: Christophstraße. Wo Männer noch Kinder sind.

Eisenbahnen und die Liebe zum Modellbau schon mit in die Wiege gelegt. „Ich verbrachte oft Stunden im Laden meiner Eltern und interessierte mich auch schon recht früh für das Kundengeschäft.“ Mit der gleichen Begeisterung ist sie auch heute noch kompetente Ansprechpartnerin für die vielfältigen Wünsche ihrer Kunden.



Verkaufsraum und Ladentheke 2007

Einer der treuesten Kunden, und mittlerweile auch Teilzeit-Mitarbeiter im Verkauf, ist Udo Seifert, der schon sehr früh das Hobby seines Vaters für sich entdeckt hat. „Das erste Mal war ich etwa 1957 im Alter von 15 Jahren Kunde beim Schüler. Dann eigentlich regelmäßig. Doch auch immer mal wieder unterbrochen von kleinen Auszeiten, in denen ich mein Hobby für eine Weile ruhen ließ.“ Geschätzt hat er vor allem, dass der kleine Laden alles Erdenkliche auf Lager hatte oder auch bestellen konnte: Oftmals Teile von denen er selbst noch nie etwas gehört hatte. Waren es in den Anfangszeiten eher die kleinen Freuden, die sich die ambitionierten Modelleisenbahner gönnten, so investieren heute die Kunden schon gerne mal ein paar Euro mehr für dieses faszinierende Spielzeug.

Die Kombination aus hochwertiger Technik und Detailtreue ist es, die die Kunden von den neuen Eisenbahnmodellen überzeugt. So wird bei jedem neuen Modell penibel darauf geachtet, dass auch wirklich jedes Einzelteil an den Miniaturen genau dem Original entspricht.

Die Kunden von früher sind Ingrid Bitter zum größten Teil treu geblieben. Auch in der heutigen schnelllebigen Zeit sind es vor allem Stammkunden, die hier einkaufen. „Wir haben Kunden, die sind von ihren Vätern schon mitgebracht worden und kommen nun mit ihren eigenen Kindern oder Enkeln zu den angebotenen Produktschulungen.“ Diese überaus treuen Modelleisenbahner sind diejenigen, die nachhaltig und regelmäßig bei ihr einkaufen und somit für gute Umsätze sorgen.

Fast alle Kunden sind namentlich und oft auch persönlich bekannt. Es entstehen neben dem reinen Verkaufsgespräch nicht selten angeregte Gespräche über das gemeinsame Hobby. Sie enden in Fachsimpelungen, geschöpft aus dem eigenen Erfahrungsschatz und dem von Bekannten. Udo Seifert weiß aus Erfahrung der eigenen Familie, dass das Hobby Eisenbahn gerne auch generationsübergreifend vererbt wird: „Mein Enkel ist mittlerweile auch mit Begeisterung dabei. Mit ihm bastle ich oft an meiner Anlage. Auch im Verein und auf Gebrauchtbörsen für Modelleisenbahner ist er immer gerne mit dabei.“ Diese jährlichen Gebrauchtbörsen veranstaltet eine Interessengemeinschaft von Modelleisenbahnfreunden – die I.M.O. Korntal – einmal jährlich in der Korntaler Musikschule. Auch hier beweist das Modelleisenbahncenter Schüler wieder Kundennähe. Es fungiert als Hauptsponsor der Korntaler Modellbahnfreunde und sichert sich somit wieder einen weiteren regionalen Kundenstamm.

Nächster Halt: Christophstraße. Wo Männer noch Kinder sind.

Die Einkaufsgewohnheiten haben sich jedoch mittlerweile geändert. Die Verbreitung von Computern und Internet sorgen dafür, dass die Kunden mittlerweile wesentlich einfacher an fachliche Informationen kommen und schon sehr genau wissen, was sie wollen, wenn sie das Fachgeschäft betreten. Dieser Entwicklung steht Ingrid Bitter selbst sehr positiv gegenüber. Sie hat sich schon sehr früh mit den Neuen Medien beschäftigt und bietet seit Jahren auch schon einen Online-Shop im Internet an. Über den können sich die Kunden aus aller Welt über die Neuheiten informieren und natürlich bestellen. So macht mittlerweile

Ob das Modelleisenbahncenter Schüler auch der nächsten Generation erhalten bleiben wird, hängt nicht zuletzt davon ab, ob jemand für die Nachfolge gefunden werden kann. Damit sich auch weiterhin die großen und kleinen Modellbahner die Nase am Schaufenster platt drücken können.



Verkaufsraum und Ladentheke 1978

der weltweite Versandhandel einen nicht unerheblichen Anteil am Gesamtumsatz aus. Das klassische Fachgeschäft mit seiner persönlichen Atmosphäre ist für viele Kunden nicht durch diese moderne Form des Einkaufens zu ersetzen. So weiß auch Ingrid Bitter die Zukunftschancen dieser Handelsform realistisch einzuschätzen. „Die zeitaufwändigen Beratungsgespräche im Geschäft rechnen sich einfach nicht so sehr, wie es der direkte Online-Handel tut.“

Der Nordbahnhof: Über 80 Jahre Heimat.

von Lena Hesse, Kathleen Jauss und Yvonne Reichert

Mit einem Surren schließt sich die Fahrstuhltür des sechsstöckigen Hochhauses. Eine freundlich lächelnde Dame empfängt uns, als wir in der obersten Etage angekommen sind. Ihre klare, feste Stimme lässt einen ersten Eindruck zu: sie weiß genau, wo es lang geht.

Maria R.* ist 82 Jahre alt und gebürtige Stuttgarterin. Sie lacht, als wir fragen, warum sie im obersten Stock wohne. „Ich bin gern hier! Von hier oben habe ich einen schönen Blick über den ganzen Stuttgarter Norden.“ Sie fühlt sich sichtlich wohl in ihrer Wohnung. Sie war die Erste, die 1998 in das neu gebaute Hochhaus eingezogen ist. Viele Familienbilder zieren die Regale und das weiche, samtige Sofa lädt ein zu einer Reise in die Vergangenheit. Die alte Dame erinnert sich an früher und erzählt uns mit ihrer aufgeweckten Art von ihrem Leben.



Schild am Nordbahnhof heute

Das Nordbahnhofsviertel war damals geprägt von vielen schönen Gebäuden, die mit ihren feinen Verzierungen und zierlichen Balkonen nach vorne zur Straße standen. In den Hinterhöfen befanden

sich die weniger ansehnlichen Gebäude, in denen Arbeiter der ortsansässigen Mälzerei, Brauerei und der Reichsbahn wohnten. Für Maria R. ist der Stuttgarter Norden ihr Zuhause, weil die gesamte Familie schon seit Generationen dort gelebt hat. Das Familiengrab befindet sich auf dem Pragfriedhof. Wenn sie dort manchmal auf ihrer Parkbank sitzt, amüsiert sie sich über die Stadtführungen, die sie beobachtet. Die Attraktion „Pragfriedhof“ ist für sie ein Stück Heimat.

Maria R. wuchs als Mittlere von fünf Geschwistern auf. Mit einem Lächeln berichtet sie uns von der Mühle, die seinerzeit in der Nähe ihres damaligen Hauses stand. „Das war unser großer Abenteuerspielplatz. Das war herrlich. Ich hatte eine wunderbare Jugend!“ Die Gegend war von der Brauerei „Englischer Garten“ geprägt, die heute unter dem Namen „Stuttgarter Hofbräu“ bekannt ist. Das Gebäude der Brauerei ging drei Stockwerke tief in die Erde. Die kalten, dunklen und feuchten Gewölbekeller dienten ihr und ihrer Familie im Zweiten Weltkrieg als Luftschutzkeller. „Die, die oben geblieben sind, sind alle umgekommen“, erinnert sich Maria R. noch sehr gut an diese schwere Zeit. Bei einem Bombenangriff der Alliierten 1944 wurde das Haus der Familie zerstört. „Wir waren ausgebombt. Da saßen wir, bettelarm. Und es ist alles verbrannt.“ Nur das Sturmgepäck mit dem Besteck und den Sparbüchern blieb ihrer Familie.

Maria R. hält einen Augenblick inne und erzählt von einem weiteren schrecklichen Kapitel dieser vergangenen Zeit: der Judendeportation vor dem Krieg. Sie spielte sich allerdings so weit von ihrem Wohnort ab, dass sie davon nichts mitbekommen hat, berichtet sie. Die Gedenkstätte „Zeichen der

Der Nordbahnhof: Über 80 Jahre Heimat.

Erinnerung“ am Stuttgarter Nordbahnhof erinnert heute daran, dass von diesem Ort während des Nationalsozialismus ab 1941 mehr als 2.000 Juden aus Stuttgart und Württemberg deportiert wurden. Alle diese Menschen wurden bis auf wenige Ausnahmen im Holocaust ermordet. Maria R. ist von dieser Zeit vor allem in Erinnerung geblieben, dass sich die Menschen zu Beginn des Nationalsozialismus veränderten. Sie erzählt, dass es in ihrer Klasse im Königin-Charlotten-Gymnasium, dem heutigen Hölderlin Gymnasium, 45 Schülerinnen gab. Davon waren fünf katholisch, drei jüdisch und alle anderen waren evangelisch. Die verschiedenen Religionen spielten dabei anfangs keine Rolle. „Das hat man einfach hingenommen.“ Aber es dauerte nicht lange, da waren die Jüdinnen nicht mehr da. Als ein Mädchen aus ihrer Klasse Oberbannführerin im „Bund Deutscher Mädchen“ wurde, wagte niemand mehr, sich zu dem Thema Juden zu äußern. Es wurde nur noch „durch die Blume gesprochen“. Auch die Lehrer wählten ihre Worte mit Bedacht. „Darüber hat man wenig geredet, da war man still“, erinnert sich Maria R.

Wegen des Krieges musste sie ihren Traum vom Medizinstudium aufgeben. Stattdessen begann sie auf den Rat ihres älteren Bruders hin eine Ausbildung zur Hebamme in Tübingen. Nach ihrem Staatsexamen 1946 verließ sie den Stuttgarter Norden, um im „Margariten Hospital“ in Schwäbisch Gmünd als Hebamme zu arbeiten. Trotz anstrengender Arbeit sei es eine schöne Zeit gewesen, die sie bis 1954 dort verbrachte.

Mit 29 Jahren kehrte sie für eine Ausbildung zur medizinisch-technischen Assistentin nach Stuttgart zurück. Nach der

Ausbildung begann sie 1956 ihre Arbeit im Labor des Robert-Bosch-Krankenhauses am Pragsattel, welches heute das Stuttgarter Polizeipräsidium beherbergt. Kurz darauf erlitt ihre allein lebende Mutter einen Schlaganfall. Von da an kümmerte sich Maria R. sehr fürsorglich um ihre Mutter. Die anstrengende Arbeit im Krankenhaus und die liebevolle Pflege belasteten Maria R. aber sehr. Bald stellte sie deshalb eine zusätzliche Krankenhilfe ein, die bei ihnen im Haus wohnte.



Am Nordbahnhof

Einige Jahre später entschloss sich Maria R. schweren Herzens ihre Heimat am Nordbahnhof zu verlassen, da ihr Haus und die angrenzenden Grundstücke einem

Der Nordbahnhof: Über 80 Jahre Heimat.

Autohaus weichen sollten. Maria R. und ihre Geschwister bauten ein neues Acht-Familien-Haus in der Gaisburger Höhenlage, in das sie 1963 mit ihrer Mutter und der Pflegekraft eingezog. Sieben Jahre später verstarb ihre Mutter. Bald danach bereiste Maria R. die Welt. Begeistert erzählt sie uns von ihrer Reise auf den Spuren von „Alexander dem Großen“. Ganz Afghanistan erkundete sie und auch den Süden Amerikas.

Jahre später verkaufte Maria R. das Haus in Gaisburg, um 1998 wieder in ihre Heimat, den Stuttgarter Nordbahnhof, zurück zu kehren. Bis heute fühlt sie sich ihrem Wohnort sehr verbunden. Unter anderem ist sie Mitglied im Verein ihrer ehemaligen Schule, denn „da gehört man unbedingt rein. Das gehört doch dazu, dass man Interesse für seine Gegend hat.“

Die fröhlichen Falten um Maria R.s Mundwinkel und Augen lassen vermuten, dass sie trotz der vielen Hürden in ihrem Leben viel Freude hatte. Am Ende des Gespräches faltete sie die Hände in den Schoß, um ihren Aussagen Nachdruck zu verleihen: „Ich wünsche mir, dass das, was ich Heimat nenne, auch von anderen verstanden wird.“

* Name der Redaktion bekannt.

Palast der Republik: Die unbekannte Geschichte eines bekannten Platzes.

von Stefanie Peschel und Sarah Käbisch

Zerbombte Häuser, verlassene Straßenzüge und leere Ruinen. Stuttgart ist zertrümmert, vom Krieg aufgefressen. Angespannte Stimmung und eine kalte Atmosphäre liegen über der gesamten Stadt. Die Friedrichstraße gleicht einem grauen Chaos. Und mittendrin: ein kleiner, unscheinbarer Kiosk, der den Angriffen des Zweiten Weltkriegs trotzte. Im Inneren verkauft eine Mitarbeiterin der Firma Wittwer Bücher. Die wenigen, die trotz Zensur und Zerstörung noch existieren. Szenenwechsel. Lautes Lachen, fröhliche Gesichter und ein gemütliches „Prost“ – jeden Abend wandelt sich der Pavillon vom unscheinbaren Häuschen in einen Platzvoller Leben und Heiterkeit. Viele Junge und Junggebliebene versammeln sich rund um den charmanten Bau, versuchen einen der wenigen Plätze zu ergattern oder stehen gemütlich beieinander. Eine ausgelassene, entspannte Stimmung liegt in der Luft. Mit einem Getränk in der Hand freut man sich des Lebens. Schwer vorzustellen, dass es sich bei diesen beiden Beschreibungen um den gleichen Platz handelt: Der Palast der Republik in Stuttgart. Heute Szenelokal, früher Verkaufsstelle der Buchhandlung Wittwer. Kaum einer kennt die Geschichte des Pavillons an der Friedrichsstraße 27. Die Tatsache, dass der runde Bau ursprünglich als Toilette diente, gilt als nette Anekdote des heutigen In-Treffpunkts und ist deshalb vielen bekannt. Doch was sich seit der Erbauung im 19. Jahrhundert dort getan hat, bleibt verborgen.

Konrad Paul Wittwer, Urgroßenkel des Gründers der Buchhandlung Konrad Wittwer und ehemaliger Geschäftsführer, erinnert sich noch genau an die damalige Zeit: „Damals war ich noch ein kleiner Junge. Aber ich war als Kind oft da. Im Kiosk und

in unserer damaligen Buchhandlung.“ Im Jahre 1867 entstand die erste Buchhandlung der Firma Wittwer. Ab dem 20. Jahrhundert gab es eine erste Verkaufsstelle im alten Stuttgarter Bahnhof, dann eine Filiale in der Schlossstraße und in den 30er Jahren folgte der Kiosk in der Friedrichstraße – den heutigen Palast der Republik. Die Buchhandlung in der Schlossstraße 14 war zu seiner Zeit eine der größten Stuttgarts. Auch wenn das für heutige Verhältnisse nur ein kleiner Laden war. Aber die Angriffe des Zweiten Weltkriegs sollte dieser nicht überleben.

„Im Juli 1944 war alles kaputt. In der Nacht hatte ich Feuerbereitschaft und bin erst am Morgen zu Fuß über die Schlossstraße gelaufen. Dort war alles zerstört. Genau so in der Hauptstätterstraße. Mein Zuhause war zum Glück noch ganz. Aber bei diesen Angriffen ist ganz Stuttgart ziemlich in Mitleidenschaft gezogen worden.“ Konrad Wittwer hat das Aussehen der zerbombten Stadt noch genau vor Augen. Dennoch merkt man, dass er für sich Distanz zu den damaligen Ereignissen aufgebaut hat. Die Erinnerung ist noch da, aber die Gefühle haben sich längst gelegt. Ruhig und sachlich erzählt er von den Zeiten des Krieges in Stuttgart.

Nachdem alle anderen Läden zerstört waren, diente der Kiosk in der Friedrichsstraße von 1944 bis 1947 als einzige Verkaufsstelle der Firma Wittwer. „Stand A“ – so wurde der kleine Pavillon bezeichnet mit dem Wittwer dem Krieg trotzte und ungeachtet aller Umstände immer noch Bücher an die Stuttgarter verkaufte. „Zeitungen und Zeitschriften gab es keine mehr. An die wenigen Bücher, die wir damals noch

Palast der Republik: Die unbekannte Geschichte eines bekannten Platzes.

verkauft haben, kann ich mich kaum noch erinnern.“ Auch wenn die Erinnerung an das Sortiment nur noch schwach vorhanden ist: Die damaligen Angestellten hat Konrad Paul Wittwer noch genau im Kopf. „Wir hatten damals eine geringe Fluktuation. Nur langjährige Mitarbeiter. Das war zu dieser Zeit nicht selbstverständlich, es gab ja sehr viele Arbeitslose.“ Man merkt deutlich, dass ihm die Beziehung zu den treuen Mitarbeitern sehr am Herzen liegt. Immer wieder kommt der Stolz über das gute Verhältnis zu den Angestellten hervor. „Die langjährige Mitarbeiterin des Kiosks zu dieser Zeit ist mittlerweile leider verstorben.“ Es sind die menschlichen Aspekte, die dem Buchhändler in Erinnerung geblieben sind. Auch im Bezug auf die Kundschaft. „Es gab auch damals schon viel studentisches Publikum. Wir haben schon immer die Nähe zur Universität gepflegt.“ In diesem Punkt hat sich nicht viel geändert – trotz der vielen vergangenen Jahre.

Bei der Frage, wie er heute den Palast der Republik empfindet, sieht man die Begeisterung in seinen Augen aufblitzen. „Ich komme zweimal täglich dort vorbei. Der Palast der Republik war ja eines der ersten Szenelokale hier in Stuttgart.“ Ein belebter Platz, voller Menschen und einer fröhlichen Atmosphäre. Man kann sichtlich erkennen, dass es Konrad Paul Wittwer freut, dass dieser Platz so voller Leben ist. „Vor dem Krieg war dort eine belebte Hotelgegend. Und der Friedrichsbau war weit über Stuttgart hinaus bekannt. Wittwer war dort immer präsent.“ Das veranlasste den bekannten Kabarettisten Willy Reichert zu dem Ausspruch „Männer, Frauen, Wittwer.“ Strahlend erinnert sich der Rentner an die

große Bekanntheit und Beliebtheit der Gegend.



Palast der Republik: Vom Bücherkiosk zum Szenelokal

„Der Kiosk sah damals genauso aus wie heute. Da hat sich nicht viel verändert.“ Das Äußere des Pavillons hat sich über die Jahre hinweg kaum gewandelt. Die Toiletten im Keller wurden von der Firma Wittwer allerdings nie betrieben, sie waren im Besitz der Stadt Stuttgart. Nach dem Krieg wurde die runde Verkaufsstelle in der Friedrichstraße weitergeführt – trotz der Gründung einer neuen Wittwer-Filiale in der Königstraße. „In den 70er Jahren habe ich den Kiosk dann aber eigenhändig zugemacht. Er hat sich einfach nicht mehr gelohnt.“ Nüchtern erzählt Konrad Paul Wittwer vom Ende des „Stand A“. Besonders schwer fiel ihm dieser Schritt trotz all der Erinnerungen nicht: Das unternehmerische Wohl der Firma Konrad Wittwer liegt ihm einfach mehr am Herzen. „Man muss einfach mit der Zeit gehen. Ein Unternehmen muss sich anpassen können.“ Die Erfahrung der Zeit spricht ihm aus der Seele.

Palast der Republik: Die unbekannte Geschichte eines bekannten Platzes.

Angepasst – das hat sich auch der Pavillon an der Friedrichsstraße. Von der ursprünglichen Funktion als Toilettenhäuschen unter der Erde über den Bücherkiosk zur Zeit des Zweiten Weltkrieges bis hin zum heutigen Szenelokal. Von einem namenlosen Örtchen über „Stand A“ zum Palast der Republik. Die fröhliche Stimmung hat alle schweren Zeiten überlebt. Die Toiletten im Keller übrigens auch.

Vergangen, aber nicht vergessen. Kriminaldirektor Gerd Bizain über das Hotel Silber

von Bettina Brunner, Marc Müller und Johannes Schüring

Es ist drei Uhr nachts. Das Jahr 1968. Still ist es in der Dorotheenstraße 6. Einige Lichter erhellen die Fenster im vierten Stock. Nur wenige Kollegen besetzen in dieser Nacht die Funkleitzentrale im Polizeipräsidium Stuttgart. Einer von ihnen ist Gerd Birnzain. Als junger Hilfsfunker darf er auch in dieser Nacht den älteren Kollegen über die Schulter blicken und einige Funksprüche quittieren. Plötzlich senkt sich sein Stuhl auf und ab, die Erde bebt. Die Kollegen sehen einander an und schon wenige Sekunden danach stehen die Telefone nicht mehr still. Besorgte Bürger berichten von bebenden Wohnzimmerschränken und schaukelnden Lampen. Kurze Zeit später klärt ein Anruf der Wetterstation die Kollegen auf: Ein Erdbeben im Uracher Graben.



Das Hotel Silber in den 20er Jahren.

So schildert Gerd Birnzain, heute Kriminaldirektor und Leiter der Kriminalpolizei Stuttgart, ein denkwürdiges Erlebnis im Gebäude Dorotheenstraße 6. Im besagten Jahr betritt Gerd Birnzain das von Stuttgarts Bürgern auch heute noch so genannte „Hotel Silber“ zum ersten Mal. Im Laufe der folgenden 15 Jahre kehrt er regelmäßig in die Dorotheenstraße 6 zurück: Als junger Rauschgiftfahnder für die Kriminalpolizei sowie als Kommissar vom Dienst. Während wir in Gerd Birnzains heutigem Büro in den Räumlichkeiten des ehemaligen Robert-Bosch-Krankenhauses sitzen, können wir nur erahnen, welche Geschichte sich hinter dem „Hotel Silber“ tatsächlich verbirgt. Heute erinnert das Gebäude, das mittlerweile als Bürofläche für das Innenministerium Baden-Württemberg dient, nur noch durch eine im Eingangsbereich angebrachte Gedenktafel an seine bewegte Geschichte. Mitte des 19. Jahrhunderts erbaut und zwischen 1874 und 1919 von der Familie Silber als Hotel geführt, beginnt die Geschichte des Gebäudes in der Dorotheenstraße 6 wenig spektakulär. Einzig der Name ist bis heute in Erinnerung geblieben. Die Räumlichkeiten des Hotels selbst erinnern für Angestellte der Polizeidienststelle später kaum mehr an den Hotelbetrieb. „Eine Tür neben der anderen“, so erzählt Gerd Birnzain, „das sieht in einem Bürogebäude exakt genauso aus.“ Nur die damalige Einsatzzentrale im Untergeschoss erinnere mit ihren „schweren, viereckigen Säulen“ und der großen Halle an die ehemalige Hotelküche. Kaum verwunderlich also, dass die Geheime Staatspolizei, die das Gebäude von 1937 bis 1945 bezog, diesen Ort als Kantine nutzte.

Die Informationen aus der NS-Zeit sind spärlich gesät und werden auch heute noch kontrovers

Vergangen, aber nicht vergessen. Kriminaldirektor Gerd Bizain über das Hotel Silber

betrachtet. Ein Zeugnis vergangener Tage ist jedoch erhalten geblieben: Eine Zellentür aus einem der Kellergeschosse des Gebäudes, in denen Inhaftierte befragt, gefoltert und verurteilt wurden. Andere Insassen warteten dort auf ihre Deportation oder Hinrichtung. Die meisten Akten wurden vernichtet, doch bleiben Inschriften russischer Gefangener auf dieser Tür zurück.



Gerd Bizain

Für Angestellte der Polizeidienststelle, die ab 1949 in dem noch nicht umgebauten Gebäude Dienst hatten, vermutlich eine gewöhnungsbedürftige Situation. Der gelassene Eindruck Gerd Birnzains, der ab Ende der 60er Jahre vermehrt dort tätig war, überrascht uns zunächst. Er begründet jedoch uns die Sicht eines Polizisten plausibel: „Für einen Polizeibeamten sind Räumlichkeiten des Polizeigewahrsams, also vergitterte Fenster, auch Stahltüren, absolut nichts Ungewöhnliches.“ Auch die zum Teil dreistöckige Kellerarchitektur sei für Stuttgarter Verhältnisse nicht außergewöhnlich. „Hätten die Kollegen nicht erzählt, dass das die Familie Silber als Hotel betrieben hat und später sogar die Gestapo da drin war, hätte

ich das vom Baulichen niemals in Verbindung gebracht.“ Allein die ehemalige Gestapo-Kantine ruft in Gerd Birnzain ein un gutes Gefühl hervor. Den Keller selbst muss er im Laufe seiner Dienstzeit nie betreten.

In der Vergangenheit des Gebäudes zu graben war unter Kollegen ohnehin nicht verbreitet. Dem Zeitgeist entsprechend wurden solche Themen bestenfalls im familiären Kreis, weniger im kollegialen Umfeld besprochen, erklärt uns Kriminaldirektor Birnzain. Nicht selten sind Unwissenheit oder nur lückenhaft vorhandene Informationen der Grund für die Verschwiegenheit. „Das haben wir so hingenommen als junge Menschen“, erläutert Gerd Birnzain weiter.

Der äußere Eindruck des Gebäudes in der Dorotheenstraße 6 erinnert vor dem Umbau im Jahr 1983 dennoch an den Krieg. Einschusslöcher und abgeblätterte Fassaden zieren neben großen Bogenfenstern und einem Erker das äußere Erscheinungsbild der damaligen Polizeidienststelle. Erst der geplante Einzug des Innenministeriums Baden-Württemberg hat einen grundlegenden Umbau des Gebäudes zur Folge. Gerd Birnzain, ab 1980 als Referent im Innenministerium tätig, erinnert sich nur noch vage an die damaligen Umbaupläne. Das Gebäude stand nach dem Umzug der Polizei ins ehemalige Robert-Bosch-Krankenhaus leer, bis das Innenministerium Anspruch an den Büroräumlichkeiten erhob. Der pragmatische Nutzen stand beim Umbau des Gebäudes Dorotheenstraße 6, heute Dorotheenstraße 10, klar im Vordergrund. Die neue Fassade wirkt trostlos und stumm. Sie kann nicht mehr von vergangenen Zeiten erzählen und lässt die Geschichte des Gebäudes bestenfalls erahnen.

Vergangen, aber nicht vergessen. Kriminaldirektor Gerd Bizain über das Hotel Silber

Was bleibt, ist der Name des ehemaligen „Hotel Silber“. Denn sollte das Bauprojekt „Da Vinci“ des Breuninger-Chefs Willem van Agtmael Wirklichkeit werden, könnte das Gebäude schon bald dem Abriss zum Opfer fallen. Was bleibt also? Eine Gedenktafel? Vielleicht. Ganz sicher aber der Name. „Der Hausname bleibt“, sagt Gerd Birnzain.



Das Hotel Silber heute

„Das Radio Barth Gebäude war ein Lebensgefühl.“

von Nils Dampz, Christian Reinhold und Jens Weinmann

Eine graue Fassade, glänzende Fenster, polierte Leuchtschriften. Wer heute das Häussler City-Plaza am Stuttgarter Rotenbühlplatz aufsucht, findet neben einer Cocktailbar vor allem leer stehende Büroräume oder noble Einrichtungsgeschäfte. Nichts erinnert mehr daran, dass hier vor rund zehn Jahren die Stuttgarter HipHop-Szene auf einen bundesweiten Triumphzug geschickt wurde.



Das Radio Barth Gebäude - unbekanntes Jahr

Es sei nicht das schönste Gebäude in Stuttgart gewesen. „Wichtiger waren die inneren Werte.“ Selten klingen diese Worte aus dem Mund eines Mannes so glaubwürdig wie in diesem Fall. Johannes Strachwitz, von allen nur Strachi genannt, sitzt in einem bequemen Ledersessel. Das Möbel mit braunem Überzug ist runtergesetzt, kostet „nur“ noch 900 Euro. Nach einer vergleichbar exklusiven Sitzgelegenheit hätte man damals vergebens gesucht. Mitte der 90er Jahre zählten an gleicher Stelle vor allem Barhocker zum Inventar. Die standen aber nicht in dem teuren Einrichtungshaus, in dem Strachi gerade Platz genommen hat, um unsere Fragen zu beantworten.

Barhocker waren die bevorzugten Sitzgelegenheiten in einem in Konkurs gegangenen, ehemaligen Musikgeschäft namens Radio Barth. Bevor 2001 das moderne Bürogebäude von Bauherr Rudi Häussler entstand, hatte zuvor auf demselben Grundstück ein Musikhandel sein Zuhause, der dem Gebäude auch seinen Namen gab. Im Sommer 2000 allerdings machten Bagger und Abrissbirnen das Radio Barth Gebäude innerhalb von vier Wochen dem Erdboden gleich. In den vier Jahren zuvor hatte sich hier ein Zentrum der Stuttgarter Kultur- und Musikszene gebildet. Mittendrin: Johannes Strachwitz, der sich intensiv an diese Zeit und auch den Abriss erinnert. Er und sein damaliger Kommilitone Jean Christoph Ritter, Spitzname Showi, bezogen 1996 ein Büro im Radio Barth Gebäude. „Wir wussten vorher, dass wir irgendwann wieder raus müssen.“ Nach der Insolvenz des Musikgeschäfts, wurde der Neubau des City-Plazas beschlossen. Da ein abrisssreifes Gebäude aber nicht zu den attraktivsten Domizilen gehört, fielen für die Übergangszeit die Mietpreise. „Das war auch der Grund, warum so viele Künstler in das Radio Barth Gebäude eingezogen sind. Gängige Preise in dieser zentralen Lage hätte sich keiner leisten können“, erklärt Strachwitz. So siedelten sich kreative Firmen in dem Gebäude gegenüber vom Treffpunkt Rotenbühlplatz an. Neben einer Modelagentur bezogen auch Videoproduzenten wie Zoran Bihac, die Redaktion des Szenemagazins Subculture und Geschäfte für Skateboardmode oder Vinylplatten die Räumlichkeiten im Barth Gebäude.

Gastronomen schraubten aus Gründen der Effizienz einfach das „th“ am Ende des gelb leuchtenden Schriftzugs an der Fassade ab. Die „Radio Bar“ stand fortan für einen der wenigen

„Das Radio Barth Gebäude war ein Lebensgefühl.“

angesagten Szenetreffpunkte in der Landeshauptstadt. Maßgeblichen Anteil daran hatten auch Strachi und Showi. Mittlerweile das Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Uni Hohenheim geschmissen, kümmerten sie sich in der Zwischenzeit um die Organisation von HipHop-Konzerten und Partys in der Region. Ihr so genanntes „0711-Büro“ im Radio Barth Gebäude entwickelte sich dabei zum Dreh- und Angelpunkt der Szene. Die aufkommende Präsenz der städtischen HipHop-Größen verhalf auch den anderen Einrichtungen im Gebäude zu mehr Glanz.

Bis heute bundesweit beachtete Gruppen wie die „Massiven Töne“, der Showi angehört, oder „Freundeskreis“, die 2007 ihr zehnjähriges Jubiläum feiern, hatten im Radio Barth Gebäude ihre Ursprünge. Auch die Mitglieder der „Fantastischen Vier“ gingen ein und aus. Spätestens im April 1999 war der Stuttgarter HipHop nicht mehr nur ein rein regionales Thema. Innerhalb einer Woche stiegen die Fantastischen Vier, Freundeskreis, Afrob und die Massiven Töne in die Top Ten der deutschen Albumcharts ein, was ein geballtes Medienecho nach sich zog. Mit dem nationalen Erfolg dieser und weiterer Künstler, prägte sich der Name der „HipHop-Hauptstadt Stuttgart“ in den Köpfen ein. Die Basis dieser Bewegung: Das Radio Barth Gebäude, Stuttgart, Stadtmitte. Aus einem leer stehenden, ehemaligen Musikgeschäft, entwickelte sich ein Epizentrum der nationalen Musiklandschaft – was so nicht angedacht war, wie Strachwitz berichtet. „Einen Masterplan gab es nie! Wir haben einfach Gas gegeben. Die meisten kannte ich schon vorher. Aber nach dem Zusammenschluss im Radio Barth Gebäude ging es einfach ab. Das war eine Art Aufbruchstimmung.“

Ein BWL-Student würde von der optimalen Ausnutzung der Synergieeffekte sprechen. Während im ersten Stockwerk die Musik geschrieben wurde und die Anderen, ein Büro weiter, bereits Tourneen und Plattencover erdachten, wurden im dritten Stock die Videoclips besetzt, deren Drehpläne wiederum ein Büro weiter geschrieben wurden. Strachi wirkt euphorisch wenn er über die Zeit im Radio Barth Gebäude spricht. Große Erfolge, wie die vom 0711-Büro organisierte Kolchose-Tour, wie sich das Stuttgarter HipHop- und Dancehall- Konglomerat nannte, scheinen auf einmal ganz nah.

Der 33-Jährige verbindet aber auch prägende Negativerlebnisse mit dem Bau am Rotenbühlplatz, als zum Beispiel der New-Yorker DJ Tony Touch kurzfristig für eine 0711-Party abgesagt hat. „Ich kann mir jetzt ungefähr vorstellen, wie sich jemand fühlt, der gerade erfahren hat, dass er nur noch drei Monate zu leben hat.“

Strachi hat überlebt, es konnte doch noch ein adäquater Ersatz-DJ gefunden werden. Auch das Ende des Radio Barth Gebäudes hat er offenbar gut weggesteckt. „Die Stadt hat sich auch sehr bemüht, einen Alternativ-Standort für die ganzen Firmen zu suchen“, gefunden wurde das sogenannte „Hauptquartier“ in der Herzogstraße. Auch kein Gebäude von betörender Architektur, aber es kommt ja auch bekanntlich auf die inneren Werte an.

Das Café Weiß: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

von Lucie Stock und Jessica Schellheimer

Zwei verschlossene Fäuste strecken sich ihr entgegen. Verwundert blickt sie in Ranko Curins Gesicht und deutet zögernd auf seine Rechte. Der Kellner öffnet routiniert seine Hand und fördert eine kleine Ritter Sport Schokolade zu Tage. Nun versteht die junge Frau das Spiel aus alten Kindertagen und nimmt die Tafel langsam lächelnd entgegen. Ranko Curin notiert die Bestellung und verschwindet im Hintergrund. Am Eingang spielt die Jukebox gerade „Non, je ne regrette rien“ von Edith Piaf. Übertönt wird der Titel durch das Gemurmel der vielen Gäste, die bunt gemischt an den Tischen sitzen. In das rege Treiben tritt Inhaber Heinz Weiß. Bedächtig blickt er in die Runde, zwinkert muffig ein paar bekannten Gesichtern zu und schiebt Ranko zwei gefüllte Wodkagläser über die Theke.

Zur Sachertortendecke gesellen sich schwere Samtvorhänge und die undurchsichtigen Fenster lassen kaum Sonnenstrahlen in das Innere dringen. Ranko Curin, der zweite Mann im Café Weiß, trägt seit Jahren allabendlich Hemd, Pullunder und Bügelfaltenhose, während Heinz Weiß seine Gäste heute in ausgewaschenem Flanell begrüßt. Durch den geteilten Raum nicken sich Big Ben und Notre Dame aus raumgroßen Gemälden zu. Bei der Beleuchtung kombiniert Heinz Weiß fröhlich Kronleuchter mit Neonröhre. Das Publikum selbst passt sich dem Ort der Widersprüche an. Hier starten Mittvierziger, hippe Werber, Säufer und Stuttgarter Jungvolk ihren Abend und lassen ihn bei einem letzten und allerletzten Absacker auch wieder ausklingen.



Außenansicht des Café Weiss

Mitten in der Innenstadt, versteckt hinter der Fassade einer alten Bierstube, ist das Café Weiß am Hans-im-Glück-Platz zu finden. Das Café Weiß ist ein Kleinod des Stuttgarter Nachtlebens, das durch seine Kontraste fasziniert. Während roter Brokat an den Wänden spannt, sind die Sitzbänke mit bäuerlichem Blumenmuster überzo-

gen. Heinz Weiß sitzt an einem Tisch im vorderen Raum und beobachtet Ranko beim Bierzapfen. Dabei raucht er eine Zigarette – Marke Reval. Seit 44 Jahren besitzt er das Café Weiß in der Geißstraße 16 und ist damit der dienstälteste Gastronom der Stadt.

Seinen Weg begann er mit 16 Jahren noch im alten Café Weiß seines Vaters, das damals gegenüber von Breuninger seinen Platz hatte. Das Etablissement frivoler Art beherbergte in der Stuttgarter Nachkriegszeit an die 30 Mädchen. Zu jener Zeit zog es, neben den in Stuttgart stationierten Amerikanern, die Schauspieler des Staatstheaters an, zu denen schon sein Vater eine besondere Beziehung pflegte. Von dort aus konnten sie in der vom Krieg gezeichneten Innenstadt Stuttgarts bis zur Leonhardskirche schauen. Als jedoch feststand, dass das Gebäude des alten Café Weiß abgerissen wird, schaute sich Heinz Weiß nach neuen Räumlichkeiten um. 1963 eröffnete er, damals 26 Jahre

Das Café Weiß: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

jung, das heutige Café Weiß am Hans-im-Glück-Platz. Wo früher noch Autos fuhren, erstreckt sich heute eine Fußgängerzone. „Ich find, heute ist es der schönste Platz in Stuttgart!“

Gegen die Bezeichnung Puff für die neue Lokalität wehrt er sich vehement. „Wir hatten damals ja nur vier bis fünf Mädchen hier.“ Stress gab es selten. „Hier haben sich immer alle wunderbar verstanden – egal ob Mietmiezen oder Schwule.“ In seinem Café schuf Heinz Weiß einen Ort der Toleranz. Das erste schwarze Freudenmädchen Stuttgarts arbeitete bei ihm an der Bar. Liebevoll nennt er sie „Negerle“ und zeigt ihr Foto. Hübsch waren sie, seine Mädchen. Brenzlige Situationen erlebte der heute 70-jährige nur, wenn mehr Besucher vom Cannstatter Frühlingsfest zu ihm kamen als Mädchen an der Bar saßen. „Aber mit den Jahren lernt man ja, wie man mit den Leuten umzugehen hat.“ Ein Händchen für Menschen muss er gehabt haben, der Heinz Weiß. Zu ihm kamen sie alle – Ballettdirektor John Cranko, Schauspieler Samuel Weiß, Regisseur Rainer Werner Fassbinder, Fußball-

profi Buffy Ettmayer, Buchhändler Wendelin Niedlich und Politiker Willy Brandt. Als er von den Berühmtheiten erzählt, lacht er schelmisch und ein bisschen unanständig. „Man geht ja immer dahin, wo der Ruf nicht so gut ist!“ Über die Jahre hat er vielen sein Ohr geschenkt. „Aber sein Göschle muss man halten können, die kannten sich ja alle untereinander.“ Dass Willy Brandt zu verrufenen Zeiten Gast bei ihm war, verrät der verschwiegene Heinz Weiß vermutlich nur, weil dieser bereits verstorben ist.

Genau erinnert er sich nicht mehr, wann er seine Mädchen gehen ließ. Es muss Anfang der Neunziger gewesen sein. Das ist ihm allerdings auch ein Stück weit egal. Er hatte damals einfach keinen Spaß mehr an dem Geschäft mit der Lust. „Die Kerle taugten nichts mehr und machten nur Ärger.“ Das Café Weiß hat sich mit seinem Inhaber weiter entwickelt. „Wenn du jung bist, dann findest du die aufregenden Zeiten natürlich spannender.“ Heute ist er stolz auf sein entspanntes und gemischtes Publikum. An manchen Abenden bewirbt er bis zu 30 junge Frauen. „Die kommen



Heinz Weiß (r) in seinem Café Weiß

Das Café Weiß: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit.

her, weil sie sich hier wohl fühlen und nicht angesprochen werden.“ Aufhören, nein, daran er noch nicht. „Andere gehen mit 70 in Rente, sitzen zu Hause und gucken ihre Mutter an.“ Bis es soweit ist, bleiben Ranko Curin und er, das Duo Infernale des Café Weiß, das hat ihm der Kroatier ersprochen.

Ein stummes Relikt alter Tage ist das zugekippte Einschussloch in der Wand am Ecktisch. Hier nahm sich ein Theaterschauspieler das Leben. Wirklich betroffen hat ihn das Ereignis anscheinend nicht. Er kritisiert lediglich die zwei Schauspielkollegen, die untätig daneben saßen und nicht eingriffen. „Die haben noch aufgeessen bis die Polizei kam. Ich habe dann halt um zwei zu gemacht, bis die Sache erledigt war.“ Heute spricht er darüber, als wäre ihm die Schaumkrone beim Bierzapfen misslungen.

Vor zehn Jahren hielt schließlich die Kultur Einzug in das Café Weiß. Der Marcel-Proust-Liebhaber Wendelin Niedlich führte eine Endloslesung ein. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit – kein Romantitel könnte treffender sein, denn hier steht sie still, die Zeit. Mit 25 Seiten pro Lesung wird Heinz Weiß noch bis ins Jahr 2017 die Schauspieler des Staatstheaters zu sich einladen müssen. Dann wäre er 80 Jahre alt. Und ein bisschen ist ihm das Zweifeln an seinem Durchhaltevermögen anzusehen.

Eigentlich ist heute alles anders. Das einstige Etablissement ist nun eine Kneipe, urgemütlich und schrullig. Die Mädchen sind Vergangenheit. Die Jukebox spielt keine Schellackplatten mehr. Kerzen beleuchten seit ein paar Jahren die Gesichter der Gäste. Ranko serviert inzwischen zu jedem Getränk Chips in Drachenform und der

weibliche Teil seiner Kundschaft freut sich über sein Schokoladen-Spiel. Aber dennoch – das Gefühl bleibt, dass der Charme der alten Zeit in dem verbrauchten Brokat der Wände und dem schweren Samt der Vorhänge von Heinz Weiß konserviert wurde. So recht will er es nicht zugeben, aber stolz ist er schon ein wenig auf sein Lebenswerk – das Café Weiß

Der Blick ins All

von Kathrin Rohrmus und Nena Olsen

Zu Besuch in der Sternwarte Pfaffenwald Stuttgart. Als wir vor dem Gebäude stehen, sind wir überrascht wie groß es uns erscheint. Denn bisher haben wir die Sternwarte – mitten auf dem Campus Vaihingen – nie richtig wahrgenommen.



Die Sternwarte in den 40er Jahren

Wir steigen die etwas wacklige Treppe hinauf und sind gespannt, was uns erwartet. Oben angekommen empfängt uns Claus H.* Wir setzen uns ins Wohnzimmer der Sternwarte. Der Raum ist kahl und mit wenigen alten Möbeln ausgestattet. Doch sobald wir bei einem Kaffee zusammensitzen und Claus zu erzählen beginnt, entsteht eine angenehme Atmosphäre. Wir müssen schmunzeln, da Claus mit seinem zerzausten, langen Haar genau unserer Vorstellung eines Physikers entspricht. „Bereits in meiner Kindheit habe ich begonnen, mich für Astronomie zu interessieren.“ Heute ist Claus Leiter des Arbeitskreises Astronomie der Universität Stuttgart. Er erzählt von der Geschichte der Sternwarte. Sie wurde 1934 vom Hobby Astronom Hermann Fellmeth erbaut. Damals herrschten am Pfaffenwald

ideale Beobachtungsbedingungen. Die Sternwarte und ein Wohnhaus waren die einzigen Gebäude inmitten von Wald und Feldern. Claus erklärt: „Die Beobachtungsbedingungen haben sich heute, durch das Licht des Universitätsgeländes und der angrenzenden Wohnheime enorm verschlechtert.“ Die Sternwarte ging vor 35 Jahren in den Besitz der Universität Stuttgart über. Über den Arbeitskreis Astronomie erzählt uns Claus: „Wir kümmern uns um die Sternwarte und machen sie der Öffentlichkeit zugänglich.“

Der Arbeitskreis hat etwa zehn aktive Mitglieder. Sie alle engagieren sich aus rein persönlichem Interesse. So auch Claus, der seit sieben Jahren Mitglied des Vereins ist. Als Leiter des Arbeitskreises organisiert er die Vortragsreihe „Astronomie“ im Rahmen des Studium Generale der Universität Stuttgart. Claus ist Doktorand der Physik. Er verbindet aber nicht nur wissenschaftliches Interesse mit den Sternen. Seine Augen beginnen zu leuchten, als er uns von seiner Leidenschaft erzählt. „Besonders bin ich von der Ästhetik der Sternbilder und der Schönheit einzelner Planeten fasziniert.“ Einen speziellen Reiz macht für ihn die Fotografie einzelner Sternbilder aus. Er möchte sie bildlich begreifen und festhalten. Er zeigt uns Fotos, die er an den letzten sternenklaren Nächten zusammen mit dem Arbeitskreis gemacht hat. Anhand dieser Fotos erklärt Claus das Phänomen des Venustransits. „Das war ein ganz besonderes Ereignis für mich. Die Venus ist zwischen der Sonne und uns als Zuschauer vorbei gezogen.“ Auch wir sind beeindruckt von der geheimen Welt der Planeten. Claus bringt diese Welt Besuchern aller Generationen mithilfe der Fotos und zweier großer Teleskope näher. Er erklärt uns,

Der Blick ins All

dass das „Cassegrain“ ein weit verbreitetes Spiegelteleskop ist. Die Sternwarte ist dazu mit einer richtigen Besonderheit ausgestattet – dem Schupmann'schen Medial, das einzige verbliebene Teleskop seiner Art.



Teleskope der Sternwarte

leisten sie jedoch hervorragende Arbeit. Dies will uns Claus beweisen. Er öffnet die Kuppel der Sternwarte. Wir sind sehr beeindruckt von dem Himmel, den wir durch die Teleskope erblicken. Wir bemerken provisorisch ausgebes-



Die Sternwarte

Claus möchte uns dieses zeigen. Wir folgen ihm nach oben in das Herzstück der Sternwarte. Dort stehen wir vor den beiden riesigen Teleskopen. Dann wird Claus plötzlich ernster. Er berichtet von den Problemen, mit denen der Arbeitskreis zu tun hat. Mit ihren 90 Jahren sind die beiden historischen Geräte schon sehr alt. Sie haben mittlerweile eine Staubschicht auf der Optik. Diese kann allerdings nicht mehr gereinigt werden, weil die Gefahr Schäden zu verursachen groß ist. Deshalb können die Teleskope nur noch zur Planeten-, Mond- und seit neustem auch Sonnenbeobachtung benutzt werden. Hier

serte Stellen an der Kuppel. Daraufhin erzählt Claus von seinen Sorgen, die ihm Alter und Instandhaltung der Sternwarte bereiten.

Der Verein muss die Reparatur durch Spenden und einen Zuschuss der Universität finanzieren. Claus hofft auf weitere Unterstützung durch den anstehenden Besuch der Denkmalschutzbehörde. Ob die Sternwarte unter Denkmalschutz gestellt wird, entscheidet sich in nächster Zeit. Die Zukunft der Sternwarte wäre damit gesichert.

* Name der Redaktion bekannt.

Die Stuttgarter Standseilbahn – eine technische Nostalgiefahrt in die 1930er

von Fabian Ascher

Eine Seilbahn in Stuttgart? Mit Seilbahnen verbindet man normalerweise Gebirge, Schluchten, hängende Gondeln über meterhohen Abgründen. Aber Gebirge und Schluchten in Stuttgart, kann das sein?



Im Stuttgarter Süden, genauer: im Stadtteil Heslach steht tatsächlich eine Seilbahn, genauer gesagt: eine so genannte Standseilbahn. Auf Schienen stehend wird die Bahn von einem 550 Meter langen Stahlseil nach oben gezogen. Die alte Bahn legt die Strecke zum Waldfriedhof, oben auf dem Berg in drei Minuten zurück - ein nostalgisches Erlebnis, das an die 30er Jahre erinnert.

An der Talstation warte ich auf den rotbraunen, hölzernen Wagen Nummer 2, der sich von oben nähert. Die vor 77 Jahren erbaute Bahn diente nur einem Zweck: das Tal mit dem Waldfriedhof zu verbinden. „Früher wurden mit der Bahn ganze Trauergemeinden, mitsamt Särgen und Trauerkränzen zur Endstation Waldfriedhof befördert“, berichtet Friedemann Otto, der Betriebsleiter der Standseilbahn. Heute erreichen

die Säрге ihre letzte Ruhestätte mit dem Auto.

Aber damals war der Friedhof im Wald noch nicht mit dem Auto erreichbar. Die heute beim Waldfriedhof gelegene Karl-Kloß-Straße „war damals gerade mal ein Fußpfad“, so Friedemann Otto. Der Wagen macht sich auf seinen Weg nach oben. Mit an Bord: Eltern mit ihrem Sohn. Der kleine Junge bestaunt die alte Bahn aus Holz und Messing. Er traut sich jedoch nicht, das antike Handrad der Fangbremse anzufassen, obwohl ihm das der Betriebsleiter anbietet. Das Rad ist nur noch Dekoration, zudem ist es noch gesichert. Die Bahn läuft schon seit ihrem Bau 1929 vollautomatisch. Die Antriebs- und Bremssteuerung arbeiten zwar auf Anforderung der Wagenbegleiter. Die Bahn könnte aber auch unbemannt, also ohne Wagenbegleiter fahren. Einen „Fahrer“ im eigentlichen Sinne benötigt man nicht. Dennoch ist es Friedemann Otto lieber, wenn auch noch jemand von der SSB an Board ist. Der Wagenbegleiter ist ein gern gesehener Ansprechpartner für die Passagiere.

Er kann Interessantes über die alte Bahn berichten. Und er hat sogar schon Leben gerettet: Eine ältere Frau war seinerzeit in der Talstation eingestiegen und nach der dreiminütigen Fahrt an der Bergstation nicht mehr von ihrem Platz aufgestanden. Erst der Wagenbegleiter erkannte die regungslose Frau und alarmierte den Notarzt. Dieser stellte eine Unterzuckerung und Herz-Kreislaufschwäche fest. Ein paar Minuten länger und die Fahrt zum Waldfriedhof wäre ihre allerletzte Fahrt gewesen. Seitdem kommt die ältere Frau immer mal wieder zur Seilbahn, um ihre Retter zu besuchen. Deswegen steht für den Betriebsleiter fest: solange er Betriebsleiter ist, bleibt die Seilbahn bemannt. Daran führt kein Weg vorbei.

Die Stuttgarter Standseilbahn – eine technische Nostalgiefahrt in die 1930er



Oben angekommen geht es in den Keller der Talstation, das Herzstück der Seilbahn mit dem Antriebsmotor im Maschinenraum. Hier zeigt sich, dass diese Bahn doch nicht mehr so antik ist, wie es auf den ersten Blick erscheint. Der alte Motor und die riesigen im Durchmesser zweieinhalb Meter großen Antriebs- und Umlenkscheiben sind noch originalgetreu erhalten, besitzen aber keine Funktion mehr. Weiter hinten im neuen Maschinenraum liegt der moderne Antrieb. Die Scheiben haben eine knallgelbe Optik, der Motor selbst ist blau gestrichen. Daneben liegt der voll elektronische Serverraum, der alle technischen und elektrischen Details überwacht. Nichts erinnert an den Betriebsraum einer fast 80-jährigen antiken Seilbahn. Das hier könnte auch ein Serverraum eines mittelständischen Unternehmens sein. Der gesamte technische Umbau wurde erforderlich, weil die Europäische Union strengere Richtlinien vorgab. Der technische Umbau wurde Mitte 2004 fertig gestellt.

Aus der Bergstation ertönt ein Hubsignal, kurz darauf fängt der Motor an zu laufen und die großen gelben Scheiben beginnen sich zu drehen. Die Seilbahn setzt sich in Bewegung. Das nasse Stahlseil spritzt Wasser in den Maschinenraum. Heute ist ein Regentag. Die Motorengeräusche

sind laut, die Unterhaltung fällt nun schwer. Friedemann Otto meint: „Solch ein Beruf und solch eine Bahn müssen ein großes Stück Hobby sein, sonst geht das nicht. Als Betriebsleiter der Seilbahn ist man teilweise ein einsamer Mensch.“ Er bemerkt meinen verdutzten Blick und fährt fort: „Man kann nicht mal einfach so abends ins Theater gehen, da müsste ich mein Handy ausschalten.“ Das hat er Tag und Nacht eingeschaltet, falls etwas mit der Bahn passieren sollte.

Der Fahrgast sieht der Bahn nicht an, dass sie technisch auf dem neuesten Stand der Technik ist. Äußerlich hat sich an dem Erscheinungsbild von 1929 nicht viel verändert. Die Seilbahn hat sich aber von einem reinen Beförderungsmittel zu einer „Erlebnisbahn“ gewandelt. „Da spricht der Fahrgast mit dem Wagenführer über die alte Bahn“ berichtet Wagenbegleiter und Maschinenfahrer Knud-Axel Noack. Nicht nur die beiden Wagen haben ihre alte Optik behalten, auch die Eingangshallen in Berg- und Talstation sehen noch genauso aus wie vor fast 80 Jahren. Nur die in den Boden der Bergstation eingelassenen Glasscheiben geben einen Blick auf die moderne Technik im Untergrund frei. Eine Fahrt mit der Stuttgarter Standseilbahn ist ein Rückblick in die Vergangenheit auf technisch höchstem Niveau.

Zacke trifft Rampe: Wie ein Bahnhof zum Theater wurde.

von Claudia Hoppe, Manuel Maier und Tina Pönikau

Stuttgart. Es ist Freitag – ein lauer Abend im April. Wir sind auf dem Weg zum theater rampe stuttgart am Marienplatz und freuen uns auf die „müllmuzik“ – eine experimentelle Lesung mit musikalischen und visuellen Elementen. Gespannt und voller Vorfreude machen wir uns auf den Weg, um die „unkonventionelle Konzertreihe“ zu erleben. Wir sind schon fast da – müssen nur noch unter den Gleisen der Zahnradbahn durch. Bereits von weitem fällt uns die einzigartige Fassade des Theaters in der Filderstraße auf.

Wir überqueren die Straße. Über eine einladende Treppe gelangen wir in die großzügige Eingangshalle. Bereits auf den Stufen bestaunen wir den Baustil des Gebäudes. Als wir durch die Tür in das große Foyer eintreten, wird unser Blick auf zwei Zahnradbahnen gelenkt. Groß und gelb stehen sie in voller Länge hinter der Bar, mitten im Entré des Theaters. Sie nehmen den Mittelpunkt der Empfangshalle ein. Fragend schauen wir uns an, denn wir wissen nicht, warum die Bahnen mit den Namen „Heslach“ und „Degerloch“ hier stehen. Sind sie fahruntüchtig? Nein! Ist das Theater gleichzeitig ein Museum? Nein! Sind sie die Dekoration zu einem Theaterstück? Nein! Wir erfahren von Sandra Bertsch, Mitarbeiterin des Theaters: Das Foyer ist die Garage der beiden Zahnradbahnen! Sie werden jeden Abend um 21 Uhr hier geparkt und stehen bis 5 Uhr morgens zur Nachtruhe auf den Gleisen. Das ist ungewöhnlich: Ein Theater im Bahnhof. Diese Tatsache macht uns neugierig. Wir fragen uns: Wie sah es wohl früher hier aus und wie kommt man auf die Idee einen Bahnhof zum Theater zu machen? Wir wollen darauf Antworten finden.

Der Theaterbesuch liegt einige Wochen hinter uns. An einem sonnigen Freitagvormittag treffen

wir Johann Bader. Gutgelaunt steigt er aus seinem Auto und begrüßt uns. Der Wagenmeister der Betriebswerkstatt arbeitet seit 1971 bei der SSB (Stuttgarter Straßenbahnen AG) und gehört „sozusagen zum Inventar“, sagt er über sich. Er ist bereit uns an seinem freien Tag Rede und Antwort zu stehen. Voller Begeisterung beginnt er sofort mit Erzählungen über die Zahnradbahn, die von Stuttgartern liebevoll „Zacke“ genannt wird.



Schild des Theater Rampe

Im Jahr 1884 wurde die Strecke eröffnet. Somit verbindet die Zahnradbahn schon seit über 100 Jahren den Marienplatz mit Degerloch. Das Besondere: Die Gebirgsbahn überwindet auf ihrer Fahrt 219 Höhenmeter und eine Steigung von bis zu 17,8 Prozent. Um uns selbst von diesem einzigartigen Mitfahrgefühl zu überzeugen, steigen wir zusammen mit Johann Bader zum ersten Mal in die Zahnradbahn. Auf der 2,2 Kilometer langen Fahrt genießen wir den wunderbaren Ausblick über Stuttgart und erfahren, dass die Bahn mit einer Höchstgeschwindigkeit von 30 km/h unterwegs ist. Rund zehn Minuten dauert die einfache Fahrt den Berg hinauf. Es ist der kürzeste, schnellste und nicht zuletzt sicherste Weg – bei jedem Wet-

Zacke trifft Rampe: Wie ein Bahnhof zum Theater wurde.

ter. Die Bahn hält am Marienplatz, der Liststraße, dem Pfaffenweg, der Wielandshöhe am Haigst, in der Nägelestraße, am Zahnradbahnhof und in Degerloch. An „der Ausweiche“ bei der Haltestelle Wielandshöhe, begegnen sich die beiden Bahnen und fahren aneinander vorbei – eine nach oben, die andere nach unten – der Betrieb ist eingleisig!

Zweigleisig ging es bis vor ein paar Jahren noch in dem alten Zahnradbahnhof zu. Dort quartierte sich 1982 das theater rampe ein. Vorher befanden sich in dem Gebäude die Werkstatt, die Verwaltung, das Fundbüro und die Kantine der SSB. Wegen organisatorischer Zusammenlegungen der Betriebshöfe zogen nach und nach alle Abteilungen an andere Standorte in Stuttgart und die Wagenhalle leerte sich. Sie wurde lediglich als Abstellhalle für die Zahnradbahn verwendet. Das anmutige „Schwarzwald-Häusle“, wie es die SSB-Mitarbeiter wegen seines Aussehens bezeichnen, war für den Verfall viel zu schade. Schritt für Schritt ließ sich das Theater nieder und das Gebäude wurde lange Zeit parallel genutzt.

Dabei waren und sind die Verhältnisse stets klar geregelt, denn: Gast ist das Theater – Eigentümer die SSB. Aber in der Zusammenarbeit gibt es keine Probleme, denn das Nebeneinander im Gebäude funktioniert gut, auch wenn sich die Arbeitsweise einer Betriebswerkstatt stark von der eines Theaters unterscheidet. „Man hat sich zusammengerauft“ und „spielt gut zusammen“ hören wir von Johann Bader. Am Ende unseres Gesprächs wollen wir von ihm wissen, ob er genauso vom theater rampe stuttgart begeistert ist, wie wir es nach unserem Besuch der „müllmusik“ waren. Ein Schmunzeln liegt auf seinen Lippen. Er erklärt, dass er vor fünf Jahren mal eingela-

den wurde. „Es traf nicht ganz meinen Geschmack“, so sein persönliches Fazit. „Mit Theater hab‘ ich nicht so viel am Hut“, gesteht er. Aber die einzigartige kulturelle Nutzung des Bahnhofs empfindet Johann Bader als eine gute Lösung für Stuttgart, da „das schöne Gebäude sonst verkommen wäre“.

Nach der Vorstellung ist vor der Vorstellung. Welche Eindrücke bleiben nach dem spannenden Besuch im theater rampe stuttgart und der Zahnradbahn-Werkstatt? Hinter dem ungewöhnlichen Bild der parkenden Bahnen im Theater steht eine spannende und außergewöhnliche Geschichte. Wer hätte Anfang der 80er Jahre gedacht, dass durch die Zusammenlegung der SSB-Betriebswerkstätten solch ein ungewöhnliches Haus der Kultur entstehen könnte?

Es ist eine Geschichte des Zusammenfindens von Technik und Kunst. Wo früher noch im unbeheizten Gebäude an Bahnen geschraubt und geschweißt wurde, steht heute eine der bekanntesten Stuttgarter Bühnen für zeitgenössische Theaterkunst. Die einzigartige Doppelnutzung, die zu einer Selbstverständlichkeit geworden ist, macht dieses ungewöhnliche Paar aus: Rampe und Zacke in einem Bahnhof! Unterschiedliche Menschen. Unterschiedliche Berufe. Und doch gelingt diese außergewöhnliche Symbiose unter dem Dach des Zahnradbahnhofs!

Washtag vor 100 Jahren: Wie die Erfindung des Badezimmers das Leben veränderte.

von Christina Thamm, Bastian Koller und Beate Stapf

Es ist Samstag. Für Wilhelm der ereignisreichste Tag der Woche. Samstag – das bedeutet Washtag in der Familie Bäuerle. Wilhelm kann jetzt schon förmlich den starken Seifengeruch riechen, den er vom Besuch des Markusbades in der Filderstraße im Süden Stuttgarts kennt. Der Geruch scheint sich von all seinen bisherigen Sinneseindrücken täglicher Katzenwäsche abzuheben, welche er von zu Hause kennt. Schon jetzt überlegt er, mit wem er sich heute die Badewanne teilen möchte – mit seinem Vater oder seiner Mutter. Vielleicht ist auch heute wieder die Familie Schäufele von nebenan da. Dann würde er seinen Spielkameraden Karl wieder sehen. Das wäre ein riesiger Spaß.



Das Wannenbad in der Filderstraße heute

Wie für den achtjährigen Wilhelm und seine Eltern waren die Wannenbäder in Stuttgart vor 100 Jahren bis in die späten 50er Jahre die einzige Möglichkeit, eine Badewanne für die Körperwäsche zu nutzen. Der Besuch des Wannenbades war an keine soziale Schicht geknüpft. Genutzt wurde es von all jenen,

deren eigene vier Wände über keine eigene Dusch- oder Badegelegenheit verfügten. Dies war zur damaligen Zeit in fast allen Privathäusern der Fall. Selbst der Adel musste auf eine eigene Waschmöglichkeit verzichten.

Mit dem Einbau eigener Badezimmer in sämtlichen Wohnhäusern verschwanden jedoch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nahezu alle Bäder. Ende des Jahres 2000 schloss dann auch das letzte Wannenbad.

1939 besaß Stuttgart die meisten Wannenbäder aller Großstädte Deutschlands. Es gab in der Hochzeit 23 Warmbadeanstalten mit 270 Wannen- und acht Brausebädern. Diese waren auf die unterschiedlichen Stadtviertel und Vororte verteilt. Die Badeanstalten trugen Namen wie Karlsbad, Charlottenbad, Wilhelmsbad, Paulinenbad oder Markusbad.

Die Brausebäder, in denen lediglich Duschmöglichkeiten zur Verfügung standen, wurden dabei eher von den Arbeitern genutzt. Die Wannenbäder hingegen boten mit richtigen Wannen, die mit heißem Wasser gefüllt wurden, eine luxuriösere Möglichkeit für die Körperhygiene. Zudem unterschied man zwischen medizinischen Bädern, Kohlensäure-, Stahl-, Kräuter-, Schwefel-, Fichtennadel- und Solbädern. Das Badevergnügen selbst wurde nochmals unterteilt in erste, zweite und dritte Klasse. Diese Einteilung spiegelte sich in der Länge der Badezeit wider, die von einer halben bis zu einer dreiviertel Stunde reichte. In der dritten Klasse stand den Badegästen zwar nur kaltes Wasser zur Verfügung, was die hartgesottene Kaminfeger jedoch nicht abschreckte.

Für die finanziell besser gestellte Bevölkerungsschicht bot sich zudem die

Washtag vor 100 Jahren: Wie die Erfindung des Badezimmers das Leben veränderte.

Möglichkeit, exklusives Wannenbaden in der heimischen Wohnstube zu genießen. Dieser besondere Service wurde nur von ganz wenigen Bädern angeboten, den so genannten Fürsten- und Nobelbädern. Badewanne und Wasser wurden hierbei ins Haus geliefert. Das entstandene Schmutzwasser anschließend samt Wanne abtransportiert.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich allmählich eine Angleichung der einzelnen Wannenbäder. Eine Klasseneinteilung war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gegeben. Im Gegensatz zu heutigen Badeanstalten bestand ein Wannenbad aus mehreren Verschlägen, die rechts und links eines Ganges angeordnet waren. Beim Öffnen der Kabinentür bot sich dem Besucher der Anblick einer oder zweier Badewannen und eines Kleiderschranks. Bevor man in den Verschlag geführt wurde, erhielt man am Eingang von einer freundlichen Dame im Tausch gegen die wöchentliche Bademiete Handtücher und Seifenstücke. Plätschernd wurde das Wasser in die frei stehenden Zinkbadewannen eingelassen und die Temperatur mit dem mitgebrachten Thermometer überprüft. Währenddessen legte man die Kleider ab und verstaute sie im Kleiderschrank bis man sich endlich in der Badewanne kräftig einseifen und waschen konnte. Nach Beendigung der Körperhygiene wurde das Wasser abgelassen und der Verschlag unter Schrubben der Badewanne für den nächsten Besucher vorbereitet. Es war in jedem Fall ratsam, zuvor eine Kabine zu reservieren, da es in den Wannenbädern zuzuging wie in einem Taubenschlag. Neben der Körperhygiene spielten auch der gesellschaftliche Aspekt und der Austausch

eines freundlichen „Guten Tag“ unter den Bewohnern des gleichen Stadtviertels eine große Rolle.

Im Zuge der Modernisierung und der damit verbundenen Integration von Badezimmern in Privathaushalten sowie dem voranschreitenden Alter der Betreiber von Wannenbädern ging die Verbreitung öffentlicher Badeanstalten immer weiter zurück.

Lediglich in Berlin findet man heute noch Wohnungen ohne eigenes Badezimmer, wodurch Badeanstalten dort noch vereinzelt zur Verfügung stehen. Stuttgart hingegen besitzt heute noch ein einziges öffentliches Brausebad im Hauptbahnhof. Alle anderen Badeanstalten dienen nur noch der Freizeitgestaltung oder werden für sportliche Aktivitäten genutzt.